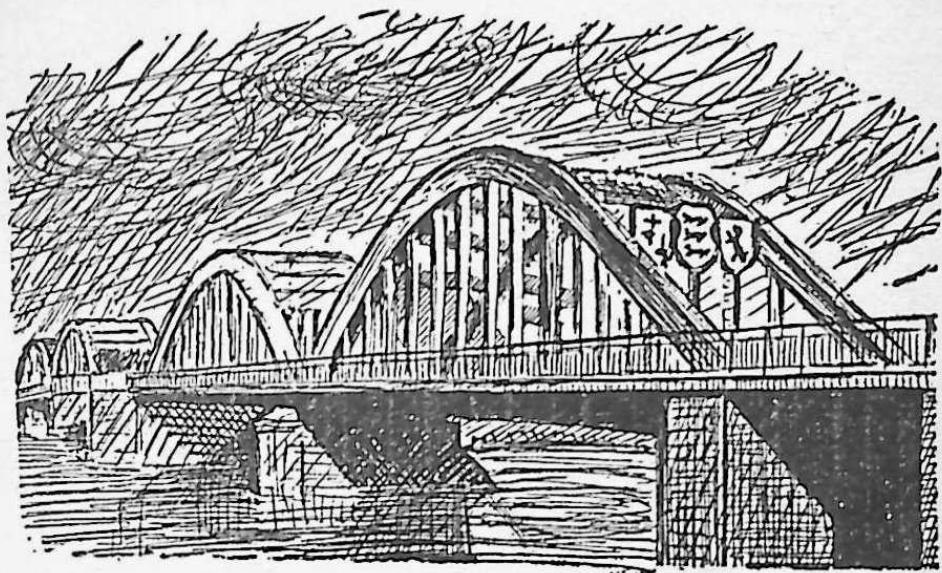


LINDA PEETRE



Steh auf und wandere!

Zwischen Peipus und Ostsee 1939—1944

LINDA PEETRE

€10,-

Steh auf und wandere!

Zwischen Peipus und Ostsee 1939—1944

1958

Im Selbstverlag der Verfasserin

Vorwort

Das Geschehen, das auf den Seiten dieses Buches vor unseren Augen abrollt, umfaßt die Jahre 1939 bis 1944. Es umfaßt den Verlust der Eigenstaatlichkeit Estlands, die erste bolschewistische Okkupation des Landes (1940/41), die Zeit der deutschen Besetzung (1941-1944), bis hin zur zweiten Okkupation des Landes durch die Sowjetunion.

Wer mit offenen Sinnen und teilnehmendem Herzen den Ausführungen der Autorin folgt, der wird sich der Tragik, die aus diesem Erleben spricht, nicht entziehen können.

Die Erinnerungen der Autorin umfassen vier Teile, von denen der vorliegende der vierte ist. Sporadisch hier auftretende Personen haben im ungedruckten Manuskript der übrigen Teile eine Rolle gespielt und durften daher nicht fortgelassen werden.

So hat der Bericht weder einen Anfang noch ein Ende. Der Anfang reicht lange zurück in jene Jahre um die Jahrhundertwende, als Estland noch dem russischen Zarenreich angehörte, bis es in den Jahren 1918-20 seine staatliche Selbständigkeit erkämpfte. Aber auch die Gegenwart kommt hier nicht zu Wort. Diese ist gekennzeichnet durch den ungebrochenen Lebenswillen jener rund 60.000 Esten, die in der Emigration, buchstäblich in alle Welt zerstreut, das Erbe ihrer Sprache und ihrer Kultur bewußt pflegen. Von den beiden Söhnen der Autorin, die in diesem Lebensbericht als kleine Kinder eine Rolle spielen, ist Jaak heute 21 Jahre alt. Er erhielt den vom Schwedischen Technologenverein gestifteten Ersten Preis für die Lösung der Aufgaben in Mathematik und Physik während des Abiturs und ist heute als fil. cand. an dem Mathematischen Institut der Universität Lund als Erster Assistent angestellt, wo er sich für das Licentiatexamen vorbereitet, während Jaan, 18 Jahre alt, sein Abitur bestanden hat und beide der estnischen Unterabteilung der schwedischen Scouts als Scoutleiter angehören. Auch in diesen Tatsachen finden wir eine Bestätigung des ungebrochenen Lebenswillens der Esten in der Emigration.

Erik Thomson

Ex oriente lux

An einem schwülen Sommermorgen sitze ich mit Jaak auf der Terrasse des neuen Strandcafés. Jaan ist unter Schwiegermamas Aufsicht daheim in unserem Garten geblieben, Arthur aber badet im Meer. Hinten, irgendwo in der Ferne, scheint ein Gewitter zu lauern. Es ist Johanni 1939.

Trotz der frühen Morgenstunde sind viele Menschen hier beisammen, Badegäste in bunten Strandanzügen und festlich gekleidete Fremde. Nur wenige Kilometer südwärts, in Tahkuranna, wird heute um 12 das Denkmal für Päts enthüllt werden, ganz nahe der Stelle, wo der erste Präsident Estlands vor 65 Jahren geboren wurde. Heute werden dort Reden gehalten werden; es wird festlich und feierlich zugehen, und das ganze Land soll es durch den Rundfunk hören und miterleben. Aus Tallinn ist das Rundfunkauto bereits hingefahren. Auch Olof ist dabei.

Unter dem steinernen „Pilz“, der die obere Terrasse des Cafés stützt, hat Vares-Barbarus, Arzt und Poet, Platz genommen, den Rücken dem Meere zugewandt, die dicken Beine in Kniehosen steckend, eine Nummer des großformatigen „Illustré“ in der Hand. Sein rundes Mondgesicht unter dem breitkrempigen Dichterhut ist unbeweglich, die kleinen Auglein gleiten lauernd über die festlich gestimmten Menschen hin. Seine mumienhaft eingeschrumpfte Frau mit ihrem düsteren Gesichtsausdruck sitzt neben ihm, starr und leblos.

Plötzlich taucht, eben aus Tallinn angekommen, Onkel Hans auf. Er verbreitet Feststimmung um sich, wie stets. Tante Ella, einen altmodischen schwarzen Strohhut auf dem Kopf, folgt ihm, wie ein Schatten, stets nur um ihn bedacht. Maimu, die jüngste Schwiegertochter, blond und mollig, wird mir vorgestellt.

Nun soll Onkel Hans berichten, von Päts, dem Staatsrat, von Kriegsgerüchten . . .

„Zu wem werden wir halten?“ will ich wissen, „zu Deutschland oder Rußland?“

„Rußland!“ sagt Onkel Hans überzeugt. „Deutschland würde uns zu sehr ausbeuten . . .“

Das Gewitter ist herangeschlichen. Es grollt bereits vernehmlich. Onkel Hans will noch rasch im Strandhotel frühstücken und dann zur Feier nach Tahkuranna eilen, die bald beginnt.

Mittlerweile hat Jaak mit einer kleinen blaugekleideten Schwedin angebändelt, und beide hopsen emsig auf den flachen Stufen vor der Terrasse umher. Leonid, mein einstiger Schulkamerad, kommt zu mir herüber und beglückwünscht mich zu meinen „reizenden Kinderchen“, zu denen er offenbar auch die blonde Schwedin rechnet.

Kaum sind wir wieder zuhause, ist das Gewitter da. Es kracht ganz unheimlich . . . Eine seltsame Einleitung zur Feier in Tahku . . .

*

Unser kleiner BMW ist altersschwach geworden. Er knarrt und rasselt vergrämt und muß ständig repariert werden; eines Tages steht ein glänzender schwarzer Citroën mit leuchtenden gelben Rädern in unserer Garage, und der ausgediente kleine Klapperkasten muß seine letzte Nacht zwischen den blühenden weißen Phloxstauden im Garten verbringen und von der menschlichen Undankbarkeit träumen . . . Es wird einem leichter ums Herz, nachdem man ihn weggeholt hat, und erst jetzt kann man sich richtig über

den glänzenden Stromlinienförmigen freuen, der so geräumig ist und leicht dahinrollt.

Den Citroën und Papas braunen Ford vollbepackt (meine drei Brüder mit ihren Familien sind auch dabei), machen wir täglich Ausflüge, nach Tammist, nach Doberan oder Sindi-Lodja. Stets freut man sich über die neue Eisenbetonbrücke, die erst kürzlich fertig geworden ist und sich mit ihren vier riesigen Bogen stolz und kühn über den breiten Strom schwingt. Die alte Floßbrücke, das Sorgenkind aller Stadthäupter von Pärnu, die oft von plötzlich einsetzendem starkem Eisgang davongeschleppt wurde, ist bald nur noch eine Erinnerung aus der Zeit von anno dazumal.

Abends gehen wir oft ins Sommerkasino. Desi Desiderati, im italienischen Nationalkostüm, funkelt mit ihren schwarzen Augen und schmettert das „Ciri-biri-bin“ in den überfüllten Saal. Dann wählt sie sich aus dem Publikum einen Herren — meist ist es der Sommerprinz, ein hagerer, nicht mehr ganz junger Schwede — und tanzt, so daß man herzlich lachen muß über das kostliche Schauspiel.

Im Publikum überwiegen schwedische Badegäste. Die Damen, in langen, hellen Abendkleidern, zeigen beim Lambeth-Walk ihre mit Volants und Spitzen besetzten Unterröcke. „Kleine, entzückende Frau“ singt Rana Marna mit heiserer Marlene-Dietrich-Stimme, von Tisch zu Tisch wandernd.

Die glänzende Saison endet mit einem Mißklang. Mit dem letzten Dampfer nach Stockholm verläßt auch der Sommerprinz die Stadt, doch er kommt nicht in Schweden an, sondern bleibt in den grünen Wogen der Bucht von Pärnu zurück . . . Es sei zu heiß, habe er geklagt, den Rock ausgezogen und sich kopfüber ins Wasser gestürzt . . . Sinnesverwirrung?

Arthur, der täglich die Rundfunknachrichten verfolgt, sagt, daß es in der Politik sehr gespannt hergehe. Die Welt halte den Atem an . . . Bis wir dann eines morgens die wohlbekannte heisere Stimme hören:

„ . . . die Deutschen Truppen haben die polnische Grenze überschritten und kämpfen nun auf feindlichem Boden. Der „Führer“ will nicht eher denfeldgrauen Rock ausziehen, bis Deutschland den Endsieg errungen hat.“

Dann, kurz darauf, die todernste Botschaft Chamberlains. England und Frankreich seien nun im Krieg mit Deutschland, „bis zum blutigen Ende . . .“

Die Todesagonie des polnischen Senders erklingt . . . Chopins klagende Töne . . . Wie ein letztes Verhauchen ist dieses Signal . . . Sie sprechen von Kavallerieattacken, von Tapferkeit und Heldenmut . . . Und dann schweigt der polnische Sender . . . *

Zwischen herbstlich bunten Wäldern und Feldern fahren wir eines frühen Morgens nach Tallinn, wo Arthur im Gericht zu tun hat. Ich verbringe den Tag bei Olof an seinem neuen großen Empfänger. Wir hören Hitlers Friedensangebot. Das polnische U-Boot „Orzel“, im Hafen von Tallinn interniert, ist heimlich losgezogen . . . Das gibt dem Sowjetstaat den Vorwand, uns zu beschuldigen . . .

Dann aber stehen eines Morgens Bilder von Stalin und Päts friedlich nebeneinander in den Zeitungen.

Nun hat man das Gefühl, daß man nicht mehr frei ist, man wartet und wartet, doch worauf? Auf neue Veränderungen, auf bessere Zeiten?

Am Abend spricht Päts im Radio, lebhaft, jugendlich wie stets. Niemand hat uns helfen wollen, sagt er, alle haben sie sich zurückgezogen, wir sind allein und von allen verlassen . . . Man möge sich ruhig verhalten . . .

Er spricht von Intermezzi, Handgreiflichkeiten gegen Deutsche, die im Hafen von Tallinn vorgekommen seien. Er habe sich geschämt, als man es ihm berichtet habe.

*

In Pärnu im Hafen liegt seit einigen Tagen ein „weißes Schiff“, ein deutscher Dampfer. Wozu er hier ist, weiß man nicht. Alles mögliche erzählt man

sich. Schließlich erfährt man es. Die Deutschen sollen fortgebracht werden. „Der Führer ruft . . .“ Sie geben freiwillig ihre Position im Osten auf, von der noch vor kurzem so viel im „VDV“ die Rede gewesen ist.

Es wirkt eigentümlich. Trotz der Feindseligkeit ist man irgendwie unzufrieden, böse, daß sie gehen. In knappen zwei Tagen müssen sie fort. Etwas Panikartiges liegt darin. Am Montag früh verbreitet sich, wie ein Lauffeuer die Nachricht, und am Mittwoch schon soll das „weiße Schiff“ davonsegeln.

Sachen werden in aller Eile verkauft, verschleudert. Die „Umsiedler“, viele in Tränen aufgelöst, zittern vor Erregung. Am Mittwoch werden die russischen Truppen einziehen, die ihnen in Estland überlassenen „Basen“ besetzen.

Fräulein Mary kommt, um sich zu verabschieden, Mamas Jugendfreundin aus Loosi. Ein Stückchen Kindheit verschwindet mit ihr und ihresgleichen aus unserem Leben. Ich mache ihr, wohl unabsichtlich, etwas wie einen Vorwurf. „Also die Deutschen verlassen uns, und wir werden den Russen überlassen . . .“ — „Aber nein,“ sagt Fräulein Mary, „Estland wird ja nur russisches Schutzgebiet werden . . .“

Unser französischer Club „Etincelle“, der in den letzten vier Jahren bei Fräulein Irma bestanden hat, wird aufgelöst, denn viele der Mitglieder, die deutschen Damen, ziehen davon. Madeleine, die Elsässerin, übernimmt die Erbschaft, einige Stapel des schweizer „Illustré“ und die vielen „Lisez-moi“, und „Vert“.

„Was erwarten sie eigentlich in Polen?“ sagt Mama zu Fräulein Irma, die auch fortzieht. „Hier haben Sie Ihre schöne, bequeme Wohnung; dort werden Sie in Baracken hausen müssen.“

„Ach, nein,“ meint Fräulein Irma, „Wir werden da sehr schick einquartiert werden . . .“

Frau Neumann bleibt, aber ihre Tochter mit dem Baby zieht unter Tränen und Jammern davon. Warum geht sie? „Sie muß“ sagt Frau Neumann, „die Jungen müssen alle gehen, nur die Alten dürfen zurückbleiben, die Alten, die nichts mehr leisten, nichts mehr vom Leben erwarten.“

Die Vertrauensmänner, die die Umsiedlung leiten, sollen einen Druck ausüben, Drohungen anwenden . . . Wer dableibt, werde in Stücke gehauen werden, wie es in Bromberg geschehen sei . . .

Die Zeitungen bringen lange Berichte über die Umsiedlung in Tallinn. Sie erwähnen Damen in kostbaren Pelzen, juwelenbehängt, neben schlichten Bauern aus Vöru. Alles, was deutsch ist oder sich für deutsch hält, verschwindet aus Estland, wie durch einen Zauberspruch. Mit Bitterkeit werden Überläufer, Renegaten, genannt, darunter Lydia Koidulas Tochter, die man erst kürzlich aus dürfstigen Verhältnissen in Italien nach Estland verpflanzt hatte.

Am Mittwochabend, nachdem Arthur als Mitglied des Heimatschutzes am Straßenrand stehend, den Einzug der Sowjettruppen hat bewachen müssen, fahren wir im Citroën die Rigaer Landstraße entlang bis nach Uulu. Verspätete Panzer rollen uns entgegen, aus einem der rasselnden Eisentiere grüßt uns der Führer. Sein rotes Gesicht ist fremdartig starr, wie eine Holzmaske . . .

Das „weiße Schiff“ liegt noch im Hafen, vollgepflopt. Wer es betritt, wird nicht mehr hinausgelassen. Nur Fräulein Kosinski, die ehemalige Klassendame des Smolnyj-Instituts in Petersburg, die beim Betreten des Schiffes leblos niedersinkt, wird wieder ausgeliefert und in heimatlicher Erde bestattet . . .

Tante Fanny, Mamas älteste Schwester, deren verstorbener Mann Deutscher gewesen ist, zieht auch fort.

Das gelbe Steinhaus meines Großvaters mütterlicherseits, des schwedischen Schiffskapitäns Olof Olsson, in der Kindheit für mich ein Wahrzeichen von Loosi, dieser seltsamen Halbinsel, vom Meer, dem Fluß und dem Wallgraben umgeben, steht nun leer am Ufer des breiten Stromes, wie eine Festung über dem grauen, unruhigen Wasser wachend. Von der eigentlichen Stadt ist

Loosi durch das massive, aus der Schwedenzeit stammende Revaler Tor abgegrenzt, hinter dem einst in grauer Vorzeit die seit langem dem Erdboden gleichgemachte Ordensburg gestanden hat, wodurch auch die seltsame Form „unter Loosi“ (unter dem Schloß) zu erklären ist, die als Bezeichnung der kleinen Siedlung benutzt wird.

An einem frühen Morgen verschwindet das „weiße Schiff“ aus Pärnu. Pastor Oebius soll an Deck gestanden und Stadt und Küste gesegnet haben . . .

*

Man sieht und hört nichts mehr von den Russen. Sie sitzen in ihren „Basen“, und man könnte beinahe vergessen, was vorgefallen ist. Die Straßen sind irgendwie still und eintönig geworden. Man hört nicht mehr deutsch reden, und es ist auch nicht ratsam, sich öffentlich der deutschen Sprache zu bedienen.

Mama jedoch ist unverbesserlich. „Alle Deutschen sind ja garnicht fortgezogen,“ sagt eine laute Stimme gehässig, als Mama, beim Zeitungskiosk in der Kalevi haltend, mir in aller Unschuld etwas auf deutsch zuruft. Auch Betty, die Schweizerin, berichtet mir von ähnlichen Bemerkungen, die man ihr, die sich beim Promenieren mit ihrem Ottichen stets laut zu unterhalten pflegt, zugerufen habe.

Eines Tages aber begegnet mir mein alter Freund Oscar Amende mit seiner Schwester, die zu den wenigen zurückgebliebenen Deutschen zählen. Sie reden mich estnisch an. Ich meine, daß wir doch ruhig, wie bisher, deutsch miteinander reden dürfen, und wir tun es auch.

Ich lese, wie schon seit Jahren, den „Candide“, der sich mit den Ereignissen in der großen Welt beschäftigt und als besonders bedeutsam die Tatsache hervorhebt, daß der Koloß im Osten aus seinem Scheinschlaf erwacht sei und sich gerührt habe. Eine Karikatur, „der Drang nach Osten“ betitelt, zeigt einen schweißtriefenden Hitler zu Fuß nach Osten wandern, von wo ihm Stalin in einem Panzer entgegenrollt.

Verhandlungen zwischen Finnland und den Sowjets finden statt. Sie ziehen sich in die Länge. Dann aber spricht der Rundfunk von Luftangriffen gegen Helsinki. Gespannt lauschen wir den täglichen Meldungen in estnischer Sprache, die der finnische Sender ausstrahlt.

Bei uns zuhause geht es still zu. Täglich kommt Fräulein Miraon zu uns, beschäftigt sich mit Jaak und spricht mit ihm deutsch, das er erst kürzlich erlernt hat und nicht vergessen soll. Laine aber spricht mit Jaan.

Laine ist unser Faktotum. Morgens um 8 kommt sie bereits. Oft verspätet sie sich, denn es kommt vor, daß sie die ganze Nacht durchtanzt hat. Wenn sie ein Zimmer säubern soll, schließt sie alle Türen hermetisch und ist dann eine halbe Stunde lang verschwunden. Zeigt sie sich dann wieder, ist das Zimmer im gleichen Zustand wie zuvor, denn Laine wird von jeglichem bedrucktem Papier, von Zeitungen und Büchern, mit magischer Gewalt angezogen und verbringt ihre Zeit am liebsten mit Lesen. Im Zimmer neben der Küche, wo unser Klavier steht, braucht sie keine Lektüre. Dort hockt sie am Pianino und klimpert ganz leise auf den Tasten herum, so daß man es kaum hört. Was soll ich mit ihrer sechzehnjährigen Unschuld anfangen? Ich kann mich nicht einmal richtig ärgern.

*

Das Hauptthema aller unserer Gespräche ist der Krieg. Was plant Stalin? Was wird Hitler unternehmen? Bei Petermanns, die, in Amerika reichgeworden, sich im Alter in der Heimatstadt niedergelassen haben, gibt es im Salon einen Weihnachtsmann aus rotem Papier, an ein winziges Tannenbäumchen gelehnt; Girlanden aus rotem Krepppapier schmücken die Zimmerdecke und die Wände. „Amerikanisch“ sagt Frau Petermann kurz und führt uns dann ihre unzähligen Silber-, Blau-, Platin-, Kreuz- und anderen Füchse vor, die sie auf ihrer Insel bei Seattle gezüchtet haben.

Auch der Hausherr ist animiert. Er zeigt uns seinen Freimaurerschurz und

das Gesetzbuch. „Amerika hat noch die Faust in der Tasche,“ sagt er mit breitem amerikanischem Akzent und will mit einem jeden um tausend Dollar wetten, daß Hitler den Krieg verlieren wird.

Es ist spannend, Kaffee zu trinken und über Politik zu diskutieren. Finnland ausgenommen, gibt es ja keinen eigentlichen Krieg mehr, und — im Westen nichts Neues.

*

An einem Sonntagnachmittag im Juni sitze ich in einer der winzigen Logen des „ate“ und lasse einen russischen Film vor meinen neugierigen Augen abrollen. Arthur, der prinzipiell keine russischen Filme sieht, holt mich nachher im Citroën ab. Er hat eine Nachricht für mich, die mich verwirrt, so unerwartet und wild klingt sie . . .

Wie schon des öfteren, sind meine Eltern mit Petermanns in deren modernem Oldsmobile ausgefahren und in Tammist, in einer scharfen Kurve, dabei umgekippt . . . Die beiden Herren sind mit geringfügigen Verletzungen davongekommen, doch die Damen hat man ins Krankenhaus schaffen müssen.

Ich besuche Mama. Sie liegt in einem großen Saal, und neben ihr ruht Frau Petermann; beide haben riesige, blau-grüne Ringe um je eines ihrer Augen, dazu Gehirnerschütterung. Sie müssen noch im Krankenhaus bleiben.

Im Westen steht Frankreich vor dem Zusammenbruch. Jeder Tag bringt neue Katastrophenmeldungen. Hitler scheint ein Hexenmeister zu sein. Alles geht planmäßig seinen Wünschen gemäß.

Die Autopanne in Tammist ist in allen Zeitungen erwähnt worden. Onkel Hans hat davon gehört und kommt nach Pärnu, um Papa und Mama zu besuchen. Dann sitzt er bei uns im Kabinett, und ich frage ihn aus, wie stets. Er weiß ja alles, ist Mitglied des Staatsrats, trifft Päts und Laidoner privat.

„Man kann Stalin doch nicht trauen,“ sage ich, durch meine „Candide“-Lektüre beeinflußt, „er hat sicher etwas im Sinn . . .“

Onkel Hans ist sehr gut gelaunt. Voller Überzeugung sagt er: „So lange Stalin lebt, hat Estland nichts zu befürchten!“

Stalin soll sehr leutselig, charmant gewesen sein während der Verhandlungen.

„Aber man hätte entgegenschlagen müssen im Herbst 1939,“ versteife ich mich auf meiner Meinung, „wenigstens eine kurze Zeit, um die Ehre zu retten.“

Laidoner, der Oberbefehlshaber, sei dazu bereit gewesen, sagt Onkel Hans, aber Päts habe es nicht gewollt. Er wolle nicht zerstört sehen, was er geschaffen, habe er gesagt.

*

Am 16. Juni, einem Sonntag, ist Taufe bei Meos. Die letzten Tage hat es beunruhigende Nachrichten gegeben. Es soll in Litauen etwas vor sich gehen. Wird auch uns etwas geschehen? Hitler triumphiert in Frankreich, bald kommt wohl die Reihe an England. Der Westen hat vollauf mit sich selbst zu tun.

Während wir auf den Pastor warten, erzählt mir Frau Palm, daß der Hafen von Pärnu auf einen Befehl aus Tallinn gesperrt worden sei, kein Schiff dürfe ihn verlassen. Etwas ist im Anzuge, man spürt es direkt in der Luft . . .

Nachher, an der Festtafel, ist der alte Palm mein Tischherr. Er erzählt mir, wie er, nach einem langen, arbeitsreichen Leben sich nun Ruhe gönnend, jeden Abend ein Stündchen im neuen Strandcafé verbringt, aufs Meer hinausschaut und sich unaussprechlich über das Blühen und Gedeihen unserer Heimatstadt freut. Dann aber gleitet das Gespräch zu der unsicheren Lage über, in der wir uns befinden.

Ich berichte, was ich vom alten Fräulein Marie J., einer unserer „Etincelle“-Damen, gehört habe. Der Schwager ihrer Nichte in dem von den Sowjets besetzten Wilna sei eines Nachts fortgebracht worden. Er habe eine Erklärung unterschreiben müssen, daß er freiwillig nach Rußland ziehe, um dort zu arbeiten. Man habe seitdem nichts mehr von ihm gehört . . .

Der alte Palm hört mir aufmerksam zu, er scheint aber nicht recht daran zu glauben.

Am Abend dieses Tages empfangen wir auf dem Bahnhof Olof mit seiner Familie, die aus Tallinn kommen, um hier die Ferien zu verbringen. Dann sitzen wir bei uns am Radio, und es wird sehr spät . . . Um Mitternacht spricht Premierminister Uluots. Man solle keinen Widerstand leisten, sagt er, wenn die russischen Truppen die estnische Grenze überschreiten, um Estland endgültig zu besetzen . . .

*

Olof muß Hals über Kopf nach Tallinn zurückkehren und seine erst kürzlich bezogene Wohnung in der Jakobsoni räumen, denn die Rote Armee beansprucht die besten, modernsten Wohnungen für sich.

Auch in Pärnu halten die Russen ihren Einzug, vorläufig lagern sie noch draußen in Waldhof in Zelten. Laine läuft jeden Abend dorthin und tanzt im Freien. Russisch sprechen kann sie zwar nicht, doch findet sie die Russen ganz manierlich. In der Stadt sieht man sie noch nicht.

Bei uns ist die Renovierung in vollem Gange. Das Speisezimmer wird hellblau tapeziert und soll Kinderzimmer werden. Die Wand zwischen der kleinen, dunklen Halle und dem Anrichtezimmer wird durch eine dreiteilige Schiebetür aus Glas ersetzt, und es entsteht nun ein neues Speisezimmer mit blütenbestreuten, gelbleuchtenden Wänden.

Unser „Hofmaler“ Hints und sein Gehilfe, mit dem Tapezieren beschäftigt, sprechen von den neuen Zeiten, die nun kämen, und Hints meint, daß alles ganz gut werden könne. Die Russen seien ja bekanntlich herzensgute Menschen . . .

Am Freitag gibt es etwas, was wie eine mißlungene Straßendemonstration aussieht. Plakate werden getragen, Reden gehalten. Die Arbeiterpartei aus der Südstraße soll sie angeordnet haben. Es spielt sich alles auf dem Freiheitsplatz ab, den man aus unseren Fenstern gut überschauen kann. Nur eine Handvoll Menschen sieht man dort stehen. Die achtzehnjährige leichtfertige Tochter von Dr. W., mit einem der roten Plakate in der Hand, ist an der Spitze des Zuges marschiert, von ihrer russischen Mutter gefolgt. Der Zug ist durch den Hafen gezogen, die Hafenarbeiter jedoch haben ihre Arbeit fortgesetzt und sich geweigert, mitzumarschieren . . . Auch Juuli, Laines Tante, ist dabei gewesen, erzählt mir Laine. Juulis weißrussischer Mann hat seine Frau mit den beiden Kindern verlassen; sie hat es sehr schwer und hofft wohl, daß die Russen ihr helfen werden.

Am Abend höre ich im Rundfunk: „Das arbeitende Volk Estlands hat sich erhoben . . . es ist zum Schloß des Präsidenten marschiert . . . es hat die Freilassung der politischen Märtyrer verlangt . . .“

Päts hat vom Balkon des Schlosses in Katharinental zum Volke reden wollen, doch hat man ihn überschrieen, beschimpft . . . Die Kommunisten sind aus dem Gefängnis geholt und unter dem Jubel der Massen durch die Straßen Tallinns geführt worden . . .

Wie versteinert sitze ich am Rundfunk. Ich kann es nicht glauben, was dort gemeldet wurde. Doch dann kommt Arthur, der es eben aus dem Lautsprecher am Strand vernommen hat . . . Er ist zusammengebrochen, niedergeschmettert . . . Ich habe nur noch einen Gedanken: wie soll ich ihn beruhigen, aufmuntern . . . Es ist kaum möglich . . .

*

Eine neue sowjetfreundliche Regierung wurde eingesetzt. Premierminister ist Vares! Unser dicker Barbarus, der zu Anfang dieses Jahres nach Tallinn umgesiedelt war, nachdem er zuvor im „Endla“ von Damen der Gesellschaft für seine Tätigkeit als Arzt und futuristischer Poet mit schönen Rosen und poetischen Reden geschmückt und gepriesen worden war. Er muß wohl gewußt haben, daß etwas im Anzuge war!

Unt, unser Sozialist aus Pärnu, ist Innenminister. Ob sein in Tallinn aufgetauchter Schwager Shdanow es so gewünscht hat? Martha Larionowa, die als Schülerin vielbewunderte „Schönheit der Ritterstraße“, soll in den zwanziger Jahren in Deutschland — ob in Berlin oder Hamburg, daß weiß man nicht genau — einen Bruder des „roten Dauphin“ geheiratet haben. Ihre Schwester Katja aber ist Frau Unt in Pärnu!

Außenminister ist ein Professor aus Tartu, Minister für Gesundheitspflege (etwas ganz Neues!) — Hion! Vor sechzehn Jahren habe ich ihn gekannt. Ein talentierter Schauspieler, pflegte er, damals Student, in Gesellschaft in russischer Sprache zu deklamieren, die er, von Geburt halber Russe, stets zu bevorzugen pflegte.

Vares spricht im Radio: „Ein Wunder ist geschehen, wir haben gesiegt!“ („Ime on sündinud, meie oleme võitnud“). Salbungsvoll, selbstzufrieden, unbekümmert, redet er von Blumen und Sonnenschein . . .

Täglich erscheinen Bilder von Vares in den Zeitungen. Es könnte einen Rudolf Valentino neidisch machen.

Unerwartet höre ich einmal Hions wohlbekannte Stimme. Auf einem Meeting redet er vom „imperialistischen Krieg“ im Westen, von den „unterjochten Massen“, dem nahen Endsieg des Weltkommunismus . . . Lebhaft kann ich mir ihn vorstellen — die flatternden schwarzen Locken und die weit-aufgesperrten grünen Augen eines Fanatikers.

*

Das Wetter ist herrlich! Zu Johanni gehen wir an den Strand. Badegäste gibt es in diesem Jahr nicht. Ganz vorn am Meer sieht man einige Rotarmisten stehen, sich auskleiden und ins Wasser steigen. Man sieht aber immer noch wenig von der „Roten Armee“, die draußen bei Waldhof lagert.

Am Strand treffen wir Irene K. mit ihrem Mann, die aus Tallinn herübergekommen sind. K. ist wie Arthur in Rußland aufgewachsen. Er und Arthur verstehen sich aufs beste. Sie sind hoffnungslos pessimistisch gestimmt.

Auf dem Heimweg begegnet uns S., der Direktor der Leinfabrik. Er zeigt sein gewohntes salbungsvolles Lächeln, aber es ist wohl nur Selbstbeherrschung. Im Flüsterton spricht er mit Papa, berichtet von der Stimmung der Arbeiter. Alles soll ruhig sein. Eine gemäßigt sowjetfreundliche Regierung, um die Wünsche des Kreml zufriedenzustellen, wird wohl wenig an unseren inneren Verhältnissen ändern. Papa hört schweigend zu, aber er ist in den letzten Tagen sehr nachdenklich geworden und spricht immer wieder von 1918.

*

Wir sollen aus unserer Wohnung heraus! Die Rote Armee braucht Quartiere; Kasernen, Schulhäuser werden von ihr besetzt, und die estnischen Soldaten müssen in Privatwohnungen untergebracht werden.

Major P., der für seine Mannschaft Unterkunft sucht, findet unsere neu-tapezierten großen Zimmer sehr anziehend.

Der Gedanke, unser Heim zu verlassen, kommt mir furchtbar vor! Das unbewohnt dastehende Haus meiner Großeltern in Loosi schwebt mir als Rettung vor; meine Kindheit ist mit dem Hause dort verbunden, aber es ist doch nicht unser eigenes Nest, wo alles für uns zurechtgemacht, umgebaut, verschönert, das auf Jahre hinaus mit meinen Zukunftsträumen verknüpft ist.

Die estnischen Soldaten finden schließlich doch irgendwo Unterschlupf, und wir behalten unsere Wohnung. Es dauert nicht mehr lange und die estnische Armee wird in die Rote Armee einverlebt.

Bald beginnt eine Panik in der Stadt. Alles wird gekauft, was man kaufen kann. Auch mir fällt plötzlich ein, daß ich es versäumt habe, Schuhe für die Jungen zu besorgen. Bald stehen wir in der Kalevi vor einem Geschäft, und Laine holt uns immer neue Schuhe heraus, die wir draußen, wo Jaak und Jaan meinen Selbstfahrer flankieren, anpassen. Schließlich hat der eine rote, der andere blaue Sandalen erhalten. Frau Saks, die elegante schlanke Weltdame,

sieht uns und findet Zeit, mit uns zu plaudern. Sie ist seelenruhig: „Es ist nichts zu befürchten! Die Leute regen sich ganz unnötig auf, ganz sinnlos . . .“

„Man muß damit rechnen, daß das bourgeoise Element ausgesiedelt werden kann, und man muß dann etwas zum Anziehen haben“, sage ich trotzig. „Unsinn!“ meint Frau Saks bestimmt.

Ja, es gibt sehr viele zuversichtliche Menschen.

Laines Mutter Marta, die immer sehr bescheiden und freundlich gewesen ist, wäscht bei uns die Wäsche, und ich sehe in ihren Augen ein sonderbares Leuchten, das mich stutzig macht. Ich habe plötzlich das Gefühl, daß sie mich haßt, wie sie da in der Waschküche am Waschtrog steht. Mit Worten sagt sie nichts, aber es ist etwas Neues, Feindseliges in ihrem Wesen zu spüren. Seit ihr russischer Mann gestorben ist, hat sie es schwer gehabt mit den vier kleinen Mädchen. Ihr Mann ist sehr gut gewesen und sie freut sich wohl nun über die Russen, die erschienen sind.

Ich aber muß Laine fortschicken, die nur noch draußen im Grünen tanzen will. Laines neue Arbeitgeberin klagt mir gelegentlich, daß Laine arbeitsuntauglich sei und nur davon rede, wie gut sie es bei mir gehabt und daß ich ihr täglich Klavierunterricht erteilt habe . . .

Zu uns kommt nun täglich für einige Stunden Katti, die alt, eingeschrumpt und winzig klein ist. Sie trägt ein blendend weißes Tuch unterm Kinn geknotet und spricht immer nur von „Kaiser Nero“, „König Herodes“ und „Nebukadnezar“, mit denen sie die Mächtigen von heute vergleicht.

Innenminister Unt gibt täglich Befehle heraus, die im Staatsanzeiger erscheinen. Alte Größen werden abgesetzt, neue an ihrer Stelle ernannt.

Am 6. Juli muß Päts neue Wahlen anberaumen, und nach knapp einer Woche soll gewählt werden. Man will es der ganzen Welt zeigen, was das estnische Volk denkt!

Gehobener Stimmung fahren wir am Sonntag, dem 7. Juli durch die Straßen und treffen Fritz, unser Stadtoberhaupt. Er muß zu uns in den Citroën steigen, und wir beide bestürmen ihn: er solle sich als Kandidat aufstellen lassen: er ist allein, weder Frau noch Kind, er riskiert nicht viel . . . Fritz aber ist seltsam niedergeschlagen und mutlos.

„Es lohnt sich nicht, es ist alles umsonst,“ wiederholt er immer wieder. Fritz ist ängstlich bedacht, nicht in unserem „bourgeoisen“ Auto gesehen zu werden. wir müssen ihn in einer kleinen Nebengasse in der Nähe des Stadtamts, wo er zu einer Sitzung muß, aussteigen lassen. Hat er bereits so böse Erfahrungen gemacht?

Nun kommt der Nachbar L. täglich zu uns und telefoniert von uns aus in alle Himmelsrichtungen. Er will sich aufstellen lassen, will aber sein eigenes Telefon nicht benutzen. „Alles wird kontrolliert, alles wird bewacht . . .“ sagt er, aber er ist voller Mut und Kampflust.

Nach einigen Tagen ist L. ganz still geworden. Spät abends ist man bei ihm erschienen, man hat ihn ermahnt, dann gedroht, gelockt . . . Er solle freiwillig seine Kandidatur zurückziehen, dann würde ihm nichts geschehen, er würde auch fernerhin eine Stelle bekleiden dürfen . . . Sonst aber . . .

L. hat sich nicht abschrecken lassen. Aber nach einigen Tagen werden sämtliche bürgerlichen, nichtkommunistischen Listen für ungültig erklärt und gestrichen.

Am 14. und 15. Juli wählt das estnische Volk, dem eine einzige Kandidatenliste vorgesetzt wird, die neue Volksvertretung — lauter Kommunisten. Wer die Wahl boykottiert, wird in „schwarze Listen“ eingetragen werden, heißt es. Man sieht sich scheu um, wenn man etwas miteinander besprechen will, und Olof steckt vorher seinen Kopf zum Fenster hinaus, um nach lauschenden „RO-Männern“ Ausschau zu halten, bevor er etwas zu sagen wagt . . .

Am 15. Juli wird Jaan zwei Jahre alt und eine schöne Erdbeertorte steht auf dem Tisch. Mama meint, es sei unpassend, „bei diesen Zeiten . . .“ — Vielleicht ist es zum letzten Mal,“ beschwichtige ich sie.

Vier Tage nach der Wahl muß Päts abdanken, und dann verschwindet er aus dem Leben des estnischen Volkes. Amtlich hört man nichts mehr von ihm, aber man weiß doch bald, daß er nach Rußland gebracht worden ist.

Das Denkmal in Tahkuranna wird gesprengt. Ein Trümmerhaufen liegt nun dort, umgeben von jungen, erst kürzlich gepflanzten Bäumchen. Auch das ist ein Symbol für das Schicksal, das uns alle betroffen hat.

Am 21. Juli beschließt die neu gewählte Volksvertretung einstimmig den Anschluß Estlands an die Sowjetunion. Neuerdings wird alles „einstimmig“ beschlossen in der Volksvertretung. Mit blasierter, gelangweilter Stimme, liest Vares seine Texte ab; er verhaspelt sich oft dabei und wird dann von einem Souffleur wieder auf die richtige Spur gelenkt. Zwischendurch erklingt immer wieder die Internationale, feierlich grollend . . .

Zu Jaaks fünfjährigem Geburtstag am 29. Juli gibt es eine Himbeertorte. Es kommen keine Gäste außer den Großeltern und Fräulein Marion, die täglich mit den beiden Knaben an den Strand geht.

Jaak ist traurig, daß er keinen Gast, keinen Kameraden hat, dem er seine neue Flinte zeigen könnte, und er bittet um die Erlaubnis, Mischka in den Garten rufen zu dürfen. Das darf er, und Mischka, der immer vor unserm Gartenzaun herumlungert, ist bald da.

*

Irmi sitzt mit ihrem englischen Mann eines Abends bei uns im Kabinett am Radio. Sie lauschen dem englischen Sender und freuen sich kindlich, als von englischen Fliegerangriffen auf Hamburg geredet wird. Beide haben sie als Kinder in Hull bei Zeppelinangriffen unter einem massiven Tisch hocken müssen, erzählen sie uns. Ja, damals halfen noch massive Eichentische . . . Heute aber? . . .

Irmi ist irgendwie in gehobener Stimmung, aufgepeitscht. In leicht spöttischem Ton erwähnt sie Sibirien und daß sie mit Sidney wohl dahin verschickt werden könnte . . .

Es ist das letzte Mal, daß ich Irmi sehe. Bald darauf werden die ausländischen Vertretungen in Tallinn aufgelöst. Irmi muß nach Helsinki ziehen, von dort ein Jahr später ebenso plötzlich nach Portugal.

Ich lese nun neue, bisher ganz unbekannte Bücher, einige Bände Sowjetliteratur, die mir Arthur beschafft hat. Ich will die neuen Verhältnisse begreifen, verstehen, was mit uns geschieht, was dieses rätselhafte „Sowjet“ eigentlich ist, neben dem wir in kindlicher Harmlosigkeit so schön in den Tag hinein gelebt haben.

Arthur liest keines dieser Bücher. Ärgerlich sagt er, daß er aus ihnen nichts zu lernen habe, er wisse bereits seit 1918-1920, was Rußland ist.

Dann aber gibt mir meine Schülerin Karin W. die „Baltische Tragödie“ von Vegesack in die Hand. Es fesselt mich, ganz besonders aber schneidet sich mir ins Gedächtnis das Motto des „Totentanzes in Livland“, einer alten Chronik entnommen:

„Kein verlassener volk muht auf dieser weldt erfunden werden, als wir arme Lifflender“ (Flugblatt aus dem Jahre 1577)

Es ist allmählich in Pärnu recht ungemütlich geworden. Im alten Park neben uns gibt es immerfort Meetings, Sowjetfilme werden dort im Freien gezeigt, Lautsprecher brüllen und kreischen, dazwischen ertönen irgendwelche Redner.

Sowjetsoldaten begegnet man nun ständig in den Straßen, und wenn ich abends am Radio sitze und zum Fenster hinausschau, sehe ich eigenartige Pärchen an unserem Gartenzaun vorüberschlendern: den hinkenden Kaufmann Pawlowskij, Dr. Lewin und Offiziere oder Politruks der Roten Armee, die in ein Gespräch vertieft der Wohnung Dr. Lewins zustreben.

Einmal, als eine Demonstration durch die Kalevi zieht, begegnet uns Irene K. mit ihrem Mann. Er schnaubt vor Wut, ist extra aus Tallinn weggefahren, um nicht an einer solchen Demonstration teilnehmen zu müssen . . .

„Nehmen Sie es doch von der heiteren Seite,“ tröste ich ihn.

Er wirft mir einen eisigen Blick zu:

„Die Sache ist todernst,“ sagt er kurz.

*

Am 6. August fährt Vares an der Spitze einer Delegation der Volksvertretung nach Moskau. Auch Frau H. ist dabei, Tochter einer bürgerlichen Lehrersfamilie, Mutter von 5 Kindern. Durch Hion ist sie seit einigen Jahren der östlichen Lehre verfallen.

An einem Morgen wird Boecke gefunden. Der gefeierte Cellist, ehemaliger Solist der Kaiserlichen Hofkapelle in St. Petersburg, hatte den Befehl erhalten, seine Wohnung im kleinen Hause seiner Eltern, in dem er sich für seine alten Tage eingerichtet hatte, binnen 24 Stunden der Roten Armee zu überlassen. Er könne das alles nicht noch zum zweiten Male durchmachen, hat er einer Bekannten gesagt. Das alles habe er bereits nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches in Rußland miterlebt. — Er hat dann in der Nacht seinen geliebten Kanarienvogel vergiftet und sich eine Kugel in den Kopf geschossen.

Die Rote Armee besetzt ganze Stadtviertel, alle Häuser am Strand, alle Schulen. Unsere kleine Wohnung an der Hofpforte wird auch von den Russen besetzt. Der als Wohnungsvermittler figurierende G., erst neulich dem Zuchthaus entkommen, merkt, daß wir nicht allzu begeistert von den neuen Mietern, zwei Fliegerunteroffizieren mit ihren Frauen, sind, die schweigend den Verhandlungen beiwohnen, und gibt uns zu verstehen, daß er auch unsere eigene Wohnung beschlagnahmen könne, da wir ja zu viele Räume hätten . . .

Die Russen teilen sich den knappen Raum im kleinen Häuschen, wobei die so beliebten Zwischenwände (peregorodki) eine wichtige Rolle spielen. Ich aber bin neugierig, die neuen Russen kennenzulernen, sie mit den Russen der alten Zeit zu vergleichen, und da wir auch den Eindruck, daß sie uns unwillkommen sind, verwischen wollen, bitten wir sie, bei uns einzutreten. Arthur holt eine Flasche Cognac herbei.

Der eine Mann, klein, schwarz und lebhaft, zuckt zusammen und stammelt ängstlich: „Das ist doch nicht . . .“ (A eto nje . . .)

„Gift!“ schießt es mir durch den Kopf. Ich erkläre ihm, daß es Cognac sei. Erleichtert atmet er auf: „Ich dachte nur . . . Bei uns gibt es so starke . . .“ (A ja dumal . . . U nas takije krepkije bywajut . . .). Dann nippt er und unterhält sich mit Arthur. Ich aber mache mich an eine der Frauen.

Kurz und unfreundlich beantwortet sie meine Fragen. Sie ist Buchhalterin aus Molotow, einst Perm, verdient 500 Rubel im Monat. Ob es nicht sehr knapp sei, will ich wissen.

„Durchaus nicht,“ sagt sie mürrisch, sieht sich dann bei uns im Kabinett um und fügt geringsschätzig hinzu: „Natürlich kann man sich nichts Überflüssiges anschaffen.“

Ja, bei uns gibt es hier sehr viel Überflüssiges . . . Seit kurzem steht auch noch ein eiserner Geldschrank in einer Ecke des großen Zimmers. Er gehört der deutschen Kreditbank, die aufgelöst worden ist, und deren letzter Direktor Arthur kurze Zeit war. Nun ist er Präs des Liquidationskommission. Täglich kommt Bruno F. auf einige Stunden zu uns und „liquidiert“.

Die letzten Deutschen, die im vergangenen Herbst dageblieben waren, sollen Estland verlassen; auch Esten soll es ermöglicht werden mitzukommen, denn deutsche Taufscheine, Konfirmationszeugnisse, Schulzeugnisse u. ähnl. sollen einem gestatten, sich der Umsiedlung anzuschließen.

Olof und Erika beschließen umzusiedeln. „Lieber Churchills Bomben, als Stalins Sonne!“ erklärt Olof; Erika kann als Deutsche ohne weiteres ihren Mann mitnehmen.

Im Oktober fahren wir nach Tallinn, das wie eine russische Stadt wirkt mit den vielen Sowjetuniformen auf den Straßen. Auch die schlichtgekleideten russischen Frauen sehen uniformiert aus mit ihren weißen, feuerroten oder grünen Baskenmützen auf dem Kopf.

Arthur erledigt seine Geschäfte, ich aber beobachte das Straßenbild. Plötzlich taucht Hans auf, ein alter Freund aus Kindertagen. Er steigt zu mir in den Citroën und berichtet; diesmal aber ist es kein Gesellschaftsklatsch, sind es auch keine Jugenderinnerungen, die uns beschäftigen. Hans ist kolossal informiert, über alles weiß er Bescheid. Er redet ohne Pause:

„Finnland ist voll deutscher Truppen . . . Der Krieg ist unvermeidlich . . . Die Russen werden bald vertrieben . . .“

*

Im alten Park, schräg vor unserm Hause, wird ein Denkmal errichtet — ein roter Obelisk mit einem großen roten Stern geschmückt, der wie aus Seidenpapier aussieht. Feuerrote Särge sind dort bestattet worden — die Opfer des mißlungenen kommunistischen Putsches vom 1. Dezember 1924, die irgendwo in Reiu begraben gelegen haben. Unsere Hauptstraße, die Kalevi, einstmalige Ritterstraße, ist zu Ehren des Anführers des Putsches zur „Kingisepa“ geworden.

Molotow sitzt in Berlin; es wird verhandelt. Um was? Im „Rahva Hääl“ erscheint eine seltsame Aufnahme: Hitler und Molotow, Arm in Arm. Wie Max und Moritz sehen sie aus.

Die Russen fliegen eifrig. Jede Nacht hört man Motorengebrumm, stundenlang . . .

*

Estnisches Geld gibt es nicht mehr. Wir haben es in lauter Rubel und Tscherwonzy einwechseln müssen, und nur ein Zehntel des Wertes ist uns dabei übriggeblieben. Aktien und Wertpapiere müssen abgeliefert werden.

Papa zeigt mir seine Aktien der Leinfabrik in Rääma: „Das sollte meine Altersversicherung sein . . .“

Dann werden die Fabriken nationalisiert.

„Wir brauchen Sie nicht mehr,“ sagt man eines Tages zu Papa in seinem Kabinett in der Leinfabrik, wo er zwanzig Jahre der Gründung, dem Aufbau und der Erweiterung des Betriebes gewidmet hat, ohne Gehalt, ohne Dividende zu genießen. „Nun gehört alles dem arbeitenden Volk.“

Mut- und kraftlos geht Papa umher. Wenn er 70 Jahre alt werde, würde er nicht mehr als Rechtsanwalt arbeiten, hat er oft gesagt, es gebe bereits so viele junge Advokaten. In diesem Herbst wird er 70 Jahre alt . . .

Johann ist zu Papas Geburtstag herübergekommen. Es ist ein stiller, klarer Herbsttag; wir fahren im Citroën aus. Papa liebt diese kleinen Fahrten, er will immer Felder, Wiesen und Wälder sehen. Er spricht von der bevorstehenden „Nationalisierung“ der größeren Bauernhöfe, und Langsaar, wo er aufgewachsen, liegt ihm besonders am Herzen. Er hat die große Arbeit, Mühe und Sorge seiner Eltern miterlebt, hat alles der Blüte entgegenwachsen sehen. Soll alles umsonst gewesen sein?

Am Abend seines 70. Geburtstages muß Papa die „Nationalisierungsakte“ seines eigenen Hauses unterschreiben, aber es scheint ihn nur wenig zu berühren. In den Garten, wo er sehr zu arbeiten liebte, geht er jedoch nicht mehr . . .

„Ich habe stets das Gefühl, daß das alles nicht mehr unser ist,“ sagt er zu Mama.

*

Eine Woche später sind wir alle bei uns im Speisezimmer versammelt. Schwiegerpapa wird 71 Jahre alt; er hat einen seiner weißen Truthähne gestiftet und Arthur hat aus der russischen Soldatenhandlung eine Flasche kaukasischen Champagner („Zymljanskoje“) geholt.

Papa ist sehr ernst; er berichtet uns, daß Onkel Karl am Abend vorher

angerufen habe: Langsaar ist „nationalisiert“ worden. Die Besitzer — Onkel Karl, seine Frau Emma und die fünf Kinder — müssen es verlassen. Man braucht sie nicht mehr, habe man ihnen gesagt.

Und dann läutet bei uns das Telefon. Arthur, Papa, Otto verschwinden einer nach dem anderen im Nebenzimmer. Es dauert eine ganze Weile, bis man erfährt, worum es sich handelt. Es wäre eine neue Botschaft aus Langsaar: Emma hat einen Nervenzusammenbruch erlitten und muß schleunigst ins Krankenhaus gebracht werden . . .

Nach einer Woche wird uns mitgeteilt, daß Emma in einem Krankenhaus in Tartu gestorben sei . . .

*

Auch unser Haus wird nationalisiert. Dieses Geschäft besorgt einer meiner ehemaligen Schüler, Viktor K. Ein wenig befangen, entschuldigt er sich, daß gerade er diese unangenehme Aufgabe erhalten habe. Auf meine Frage, wie er zu seinem Posten im neugeschaffenen „Hausverwaltungsamt“ gekommen sei, erzählt mir dann der hübsche junge Mann, der halber Russe ist, wie es ihm trotz etlicher „Sünden“ — dem Selbstschutz, der Korporation — gelungen sei, diese Anstellung zu erhalten.

„Man muß ja leben, trotz allem,“ beschließt er seinen Bericht.

Gehorsam unterschreibe ich die Nationalisierungsakte.

Nur noch neun Quadratmeter Wohnraum je Person darf man behalten, ganz gleich, ob in einem nationalisierten oder einem noch nicht enteigneten Hause. Viele „Bourgeois“, Kaufleute, ehemalige Fabrikbesitzer, werden aus ihren großen Wohnungen hinausgesetzt, nur 24 Stunden Zeit gibt man ihnen, sich anderweitig einen Unterschlupf zu suchen. Die großen Wohnungen aber werden kinderreichen Arbeiterfamilien zugewiesen.

Die alte Katti kommt nicht mehr zu uns. Ich glaube, sie will sich nicht dadurch kompromittieren, daß sie bei „Bourgeois“ dient.

Auch Papa muß einen Teil seiner Wohnung räumen. Die Kommission des Wohnungsamtes, die die acht großen Zimmer besichtigt, wird vom alten W. angeführt, und Mama gelingt es, diesem eine Flasche Cognac in die Tasche zu schmuggeln. Vier Zimmer dürfen Papa, Mama und Otto behalten: zwei zusammenhängende Schlafzimmer, das kleine „grüne“ Zimmer und den großen Saal. Letzterer soll nun Papas Arbeitszimmer werden, das er als Rechtsanwalt außer dem eigentlichen Wohnraum haben darf. Papas bisheriges Kabinett mit dem Wartezimmer, Ottos Zimmer und das Eßzimmer werden für vogelfrei erklärt.

Am selben Abend hilft Arthur Papa, den alten, großen Schreibtisch und die schweren Bücherschränke, die dreißig Jahre auf dem gleichen Fleck gestanden haben, in den Saal hinüberzuschleppen . . .

Aber Papa kann im neuen Arbeitszimmer keine Klienten mehr empfangen. Er liegt zu Bett und klagt über starke Schmerzen in der Brust. Sein alter Freund, Doktor Tumma, der herbeigeholt wird, vertröstet uns: Papa habe sich „überessen“ . . . Schließlich, nach einer Woche, als Papa immer wieder über Schmerzen klagt und sich garnicht erholen kann, bittet Mama Dokter Fromm herbei. Gleich darauf wird Papa ins Krankenhaus gebracht — eitlige Brustfellentzündung . . . Ich spüre, daß es das Ende ist . . .

*

Russische Fliegeroffiziere erscheinen bei Mama, sehen sich die freigewordenen Räume an und mieten sich ein. Auch uns schickt Mama einige Reflektanten zu, denn wir haben viel zu viel Raum, den wir nicht mehr allein beanspruchen dürfen. Wir wollen Arthurs Kabinett opfern, das 35 Quadratmeter groß ist, aber die Russen finden die dunkle Tapete darin abstoßend und möchten gern blumenbestreute helle Wände haben, wie in unserm neuen Speisezimmer, in dem wir verhandeln. Sie müssen sich aber mit dem Kabinett begnügen, denn die übrigen Zimmer können nur zusammenhängend benutzt werden.

Unsere Russen, 22-jährige Burschen, wollen sich nun in ihrem Zimmer häuslich niederlassen. Vor allem aber soll es nicht wie ein Schlafzimmer aussehen, und die beiden Eisenbetten müssen sich hinter den dreiteiligen, massiven Bücherschrank verkriechen, den man in die Mitte des Zimmers stellt. Alle unsere Bücher, bis auf die russischen, nehmen wir ins hellblaue Kinderzimmer, das nun mit Arthurs Schreibtisch, den Bücherregalen, dem Divan und den Lehnsstühlen, meinem kleinen Schreibtisch und dem eisernen Geldschränk der Kreditbank vollgestopft wird.

Die beiden jungen Flieger stapeln, ihrer Freude über die vielen ihnen überlassenen Bände laut Ausdruck gebend, diese in „ihren“ Schrank um. Das Telefon bleibt vorübergehend noch im „Russenzimmer“, wie wir es nun bezeichnen, und am Abend, wenn es läutet, fragt Arthur, ob er eintreten dürfe, und entschuldigt sich wegen der Störung.

„Nitschewo!“ sagt Dmitrij freundlich und fügt dann wichtig hinzu: „Ich lese noch . . .“ In einem niedrigen Lehnsessel halb liegend, hält er ein winziges Heftchen in der Hand: „Samownuschenije“ (Autosuggestion) von Coué . . . Der andere Russe — Sergej — schläft bereits hinter dem großen Bücherschrank.

Jeden Abend, wenn die Russen vom Dienst heimkehren, durchqueren sie im Gänsemarsch unser Speizezimmer, auf dem Wege in das Badezimmer. Die Handtücher haben sie über die Schulter geworfen und ihre Seifendose tragen sie in der Hand. So haben sie es wohl vor kurzem noch in der Fliegerschule in Nikolajew tun müssen. Bald kenne ich ihre Lebensgeschichte. Aus einem Dorf bei Leningrad — Suworow sei dort geboren, heißt es stolz — stammend, sind sie zuerst Fabrikarbeiter in Leningrad gewesen. Sie haben Abendkurse besucht, das Abitur gemacht und sind dann nach Nikolajew geschickt worden, um Flieger zu werden. „Nur die Intelligentesten werden dazu aussehen“, heißt es bedeutungsvoll. Als frisch gebackene Leutnants (mladshie leitnancy) sind sie nun hier. Tolpatschig und zutraulich, wie junge Bären, sind sie. Der vielbesprochene „Russenduft“ — eine spezifische Mischung von billigem Parfüm, Wolle und Leder — umgibt sie. Unsere ganze Wohnung duftet bereits danach . . .

Der blonde, stramme Dmitrij erzählt mir, daß er finnischer Abstammung sei. Seine Großeltern sollen finnisch gesprochen haben. Dmitrij dominiert ganz augenscheinlich über seinen schlaff wirkenden Kameraden, der Vollblutrusse ist. „Ich werde Sergej als Burschen anstellen,“ sagt Dmitrij eines Tages im Scherz, als vom Saubermachen des Zimmers die Rede ist.

Dmitrij ist sehr wußbegierig, im Gegensatz zu Sergej, der sich um nichts zu kümmern scheint. Unser elektrischer Kochherd, den Arthur in letzter Minute vor der Abwertung des Geldes angeschafft hat, interessiert Dmitrij ganz besonders. Ob so etwas in Estland gemacht werde, will er wissen. Nein, sage ich, so etwas erhalten wir aus Deutschland. Dmitrij ist sehr erstaunt:

„Uns hat man gesagt, daß die Deutschen keine Kultur hätten. Bei ihnen soll alles nur gut organisiert sein,“ sagt er nachdenklich. Dieses „man“ bezieht sich auf das „Komsomolskoje Sobranije“ (Kommunistischer Jugendverein), das sie einmal wöchentlich besuchen.

„In Estland gab es 40.000 Arbeitslose, als wir hierher kamen,“ deklariert eines Tages Dmitrij.

„Schämen Sie sich!“ brause ich auf. „Können sie nicht sehen, wie unsere Arbeiter gekleidet sind? Und wie sehen denn Ihre sowjetischen Frauen aus . . .?“

„Glauben Sie wirklich, daß wir es nicht auch sehen . . .?“ kommt es zögernd, ganz kleinlaut.

Dann berichtet er, wie er selbst und seine Kameraden sich schämen, wenn die ärmlich gekleideten russischen Offiziersfrauen laut und unverblümt ihrer Begeisterung Ausdruck geben über die hübschen und preiswerten Kleidungsstücke, die sie hier in Hülle und Fülle kaufen können.

Dmitrij sieht sich gern illustrierte Zeitschriften an. Bilder vom Winterkrieg in Finnland fesseln ihn sehr. Eine Aufnahme, die Zar Nikolaus II. als Gefangen im Park von Zarskoje Selo darstellt, betrachtet er lange. Er hat noch nie ein Bild des letzten Zaren gesehen. „Man sagt, daß er ein sehr schlechter Mensch gewesen sei,” sagt er nachdenklich. Schaljapins Name ist ihm unbekannt. „Wahrscheinlich ein Emigrant,” kommt es dann zögernd über seine Lippen.

Eines Tages erscheint Oberleutnant Romatschow bei uns, der sich in Papas ehemaligem Kabinett häuslich niedergelassen hat, von Mamas Palmen und Trumeauspiegeln umgeben. Mama will den Ford verkaufen, teilt er mir mit.

Er hat sich den kastenartigen Ford angesehen, will aber unseren Citroën haben, der in der gleichen Garage steht. Ersterer sei nicht „komfortabel“ erklärt er. „Wieso denn nicht?” frage ich erstaunt, „Der Ford hat plüschbezogene, weiche Polster und ist viel bequemer, als unser schlechter Citroën.“

„Der Ford ist aber nicht kulturell,” sagt Romatschow geringschätzig.

Aber wir wollen uns von unserem Stromlinienförmigen nicht trennen, und Romatschow muß enttäuscht abziehen. „Man wird ihn sowieso fortnehmen,” brummt er verärgert.

Vor Weihnachten fahren Dmitrij und Sergej auf Urlaub. Sie wollen sich aber zuvor recht schön machen und Hüte kaufen, erzählen sie mir eines Tages. Dann erscheinen sie auch bald, in ihre braunen Ledermäntel gekleidet, mit kleinen altmodischen Filzhüten (à la Pat und Patachon) auf dem Kopf und lassen sich von mir bewundern. „Solche Hüte werden bei uns nur in Moskau und Leningrad getragen!” sagen sie.

Sie sollen sofort die häßlichen Dinger umtauschen, sage ich, man habe sie im Geschäft betrogen. Das wollen sie jedoch auf keinem Fall tun. So fahren sie mit den verunglückten Gebilden auf dem Kopf ab, mit der „Autosuggestion“ von Coué als Reiselektüre versehen.

*

Weihnachten vergeht still und traurig. Papa liegt nun wieder im eigenen Bett in seinem Schlafzimmer. Es hat keinen Sinn mehr, im Krankenhaus zu liegen, sagen die Ärzte.

Die wenigen Kerzen am kleinen Tannenbaum, den Mama besorgt hat und der im Schlafzimmer auf einem Tisch steht, hat Papa nicht anzünden lassen. Er leidet sehr unter den Schmerzen in der Brust. Sein Gesicht ist ganz mager geworden, die Augen noch größer als früher. Jaak und Jaan werden zu ihm ans Bett geführt, er lächelt ihnen still entgegen.

Johann und Olof sind gekommen, um Papa zu sehen . . . Mit schwacher Stimme fragt Papa, ob Olof nach Deutschland umsiedeln werde und nickt befriedigt als dieser es bejaht. Auch nach der Politik erkundigt sich Papa. „Eden ist Außenminister geworden,” sagen wir ihm. „Das ist nicht gut für uns,” sagt Papa traurig. „Was machen die Deutschen?” fragt er dann. Hofft er, daß wir auch dieses Mal von den Deutschen gerettet werden, wie 1918, als Papa, damals Stadthaupt von Pärnu, von den Bolschewiken arretiert, in Tallinn im Elevator schmachtete . . . ?

Am 10. Januar 1941 wird Papa beerdigt. Drei Tage liegt er auf der Veranda aufgebahrt, in seinen Frack gekleidet, und sieht ebenso feierlich aus und ein wenig fremd, wie damals, wo ich als Kind ihn stets heimlich bewunderte an jenen Tagen, wenn die geheimnisvollen „Plenarsitzungen“ stattfanden. Ich bin wie betäubt und seltsam gefaßt, bis die Kerzen am kleinen Bäumchen, die zu Weihnachten nicht haben brennen dürfen, angezündet werden, zahlreiche Freunde und Bekannte sich versammeln, und der Pastor warme Worte für den Entschlafenen findet, der von allen geschätzt und verehrt worden ist . . . Dann erst kann ich weinen, unaufhaltsam, stundenlang und erlösend.

So viele Menschen sind erschienen: Kollegen, Richter, Freunde. Die letzten Deutschen, die bald Estland für immer verlassen, sind da: Herbert Schmidt,

Baron Stackelberg, Bliebernicht . . . Oscar Amende drückt mir die Hand und sagt gerührt: „Er ist unser guter Freund gewesen“. Papas ehemaliger Gehilfe Kusti mit seiner Frau steht vor mir. Mit ihrer hellen Mädchenstimme sagt Aino, über mich gebeugt: „Er hat es besser als wir. Wer weiß, was uns bevorsteht . . .“

Dann stehen wir am offenen Grabe. Es ist ein klarer, kalter Wintertag, spärliche Sonnenstrahlen zittern durch die Luft. Über den kahlen Bäumen sehe ich den weiten, hellen Himmel, und ich habe das Gefühl, daß Papa nicht gestorben sei, sondern irgendwo in der Ferne weilt, uns sieht und versteht . . .

Kränze decken den frischen Grabhügel . . . Tiefempfundene Worte haben Papas Kollegen ihm nachgerufen — Kuusner, Välbe, Kusti, zuletzt noch der alte Karu, der 40 Jahre lang neben Papa hergegangen. Kaum jemand von ihnen allen wird verschont bleiben, wenn die letzten Prüfungen, die unser harren, sich über uns stürzen werden. Wie eine Schar Gespenster stehen sie vor mir, wenn ich an diese Stunde zurückdenke . . .

*

Bald danach reisen die letzten Deutschen. Täglich verabschiedet sich jemand. Auch Frau Neumann zieht diesmal mit. Im Herbst 1939 fand sie es ganz natürlich, daß die „Alten“ dableiben, nun aber sollen nur noch die „Verrückten“ zurückbleiben. Erika S., Vilma F., J-skis, T-s nennt sie, als ich sie nach dieser Kategorie frage.

Frau Brackmann bringt Arthur zum Abschied ein großes in Leder gebundenes Album, das mit einem silbernen Wappen unserer Stadt geschmückt ist, seltene Photos unserer Stadt enthält und dem berühmten Stadthaupt Oscar Brackmann gehört hat, dessen Nachfolger, als erstes estnisches Stadthaupt von Pärnu Papa gewesen ist. Eigentlich, daß gerade Arthur dieses Album erhält. Ich muß später oft daran denken . . .

Frau Brackmann erzählt mir, vor Genugtuung schmunzelnd, daß ihr eben eine estnische Dame begegnet sei, die auch umsiedeln werde.

„Und sie (Frau X.) hat mit ihren Kindern ganz leise estnisch gesprochen!“ sagt Frau Brackmann strahlend.

Bruno F. hat nun bald „zu Ende liquidiert“ und wird dann auch abdampfen. Vorläufig beteiligt er sich an den Sitzungen der Umsiedlungskommission, wo die Abstammung und die Dokumente der Umsiedlungskandidaten geprüft werden. Viele bekannte Namen höre ich nennen, unzählige Menschen haben sich nach ihren Chancen erkundigt. Wer jemals dem Deutschtum gegenüber feindselig aufgetreten ist, muß ohne weiteres ausscheiden. Der alte Palm könnte mitkommen, aber die Frau . . . K. aber muß verzichten, weil man den Artikel nicht vergessen hat, in dem er seine Reiseeindrücke aus Deutschland geschildert hat . . .

Wir aber werden nicht fahren. Ich habe alle meine „deutschen“ Papiere hervorgeholt, meinen Taufschein, mein Schulzeugnis aus dem Lyzeum . . . Aber plötzlich weiß ich, daß ich meine Heimat, mein Land, nicht verlassen kann . . . Ganz deutlich spüre ich es auf einmal, daß ich zu meinem Lande und zu meinem Volke gehöre und deren Schicksal teilen muß.

Arthur ist mit meinem plötzlichen Widerstand unzufrieden. Er übersieht die Lage, in der wir uns befinden, weiß, was wir riskieren, wenn wir dableiben. Er hat mit dem deutschen Treuhänder gesprochen, und dieser habe gemeint, daß „der Hase gut laufen würde.“ Aber nun resigniert Arthur, und wir werden keinen Versuch mehr unternehmen, davonzukommen.

Bliebernicht verabschiedet sich von uns. Wie nebenbei sagt er leise zu mir: „Also Sie wollen nicht mitkommen? . . . In Reval wird eine schwedische Umsiedlung geplant . . .“

Er nennt einen Namen.

Da es keine französische Gesandtschaft mehr gibt, hat Madeleine sich an den deutschen Gesandten in Tallinn gewandt. Obwohl sie in Deutschland ge-

boren ist und ihre Eltern aus dem Elsaß stammen, kann man ihr dort nicht helfen.

*

Solange der eiserne Geldschrank der Kreditbank noch bei uns im Wohnzimmer in einer Ecke steht, erscheint regelmäßig einmal wöchentlich der alte Wessel bei uns, um sich zu erkundigen, ob der Schrank, den er gekauft hat, bereits abtransportiert werden könne. Schwer atmend und pustend sitzt dann der alte, dicke Mann bei uns auf dem Divan und erzählt mir von seinen neuesten Geschäften. Den Verlust der Schokoladenfabrik „Progress“, des neuen, großen Hauses in der Badestraße und seines ansehnlichen Bankguthabens scheint der enteignete Kapitalist bereits verschmerzt zu haben. Mit unermüdlicher Energie und unerschöpflichem Kombinationsvermögen ausgerüstet, hat er nun ein neues Unternehmen gestartet! Er kauft Möbel der Umsiedler auf und verkauft sie den Russen, die wie besessen nach jeglicher Art von Sachen greifen.

„Das ist ein sehr gutes Geschäft,“ konstatiert der alte Wessel befriedigt und erklärt mir, wie man sich verhalten müsse, wenn man den Russen irgend ein Ding aufhalsen wolle.

„Man muß sofort einen hohen Preis nennen, nur nicht zögern und nachdenken. Die Russen lieben nicht zu dingen, sonst glauben sie, die Sache sei nicht viel wert.“

Die alten Möbel der Umsiedler sollen reißend gehen . . .

Eines Tages erscheint Onkel Karl bei uns, der nun als armer Schlucker bei seiner Schwester in Kalita sein Dasein fristet, als gerade der alte Wessel bei uns auf dem Divan sitzt. Ich mache die Leidensgefährten miteinander bekannt.

„Sie sind ja noch reicher gewesen als ich,“ sagt der alte Jude voller Hochachtung, nachdem ihm klar geworden, daß er den ehemaligen Besitzer des mehr als 400 Hektar großen Langsaar vor sich hat.

Onkel Karl aber, der so gerne nach Deutschland hätte ziehen wollen, fragt den einstigen Fabrikanten, ob dieser nicht umsiedeln werde.

Wessel sieht sehr nachdenklich aus. Dann sagt er gedehnt:

„Nee, wir sind nicht gerade Freunde eben . . .“

Eine kurze Frist ist den beiden Männern gegönnt. Bald wird das gleiche Schicksal sie ereilen . . .

*

Dmitrij und Sergej sind vom Urlaub zurückgekehrt. Ihre erste Frage, nachdem sie sich begrüßt haben, ist, ob man nach ihnen gefragt habe, und sie scheinen enttäuscht zu sein, als ich dies verneine. Sie sind in den Straßen Leningrads von der Miliz angehalten worden, haben sich legitimieren müssen und als ihren Wohnort unsere Anschrift angegeben, erzählen sie stolz. Man habe sie anscheinend für Ausländer gehalten, was sie wohl ihrer „kulturellen“ Kopfbedeckung, den winzigen Hütchen, zu verdanken gehabt hätten.

Hals über Kopf müssen Dmitrij und Sergej dann von uns fort und in einem Gemeinschaftsquartier für Junggesellen unterkriechen, in der „Villa Doris“ am Strand. Junggesellen dürfen nicht mehr Privatwohnungen beanspruchen, das Vorrecht hierzu haben nur noch verheiratete Offiziere mit ihren Familien. Ich solle unsere Zimmer nicht „Infanteristen“ überlassen, rät mir Dmitrij zum Abschied, denn diese seien „unkulturell“ und unsauber.

Dmitrij besucht uns einige Mal, zuletzt im Mai 1941, und er berichtet uns, daß Oberleutnant Romatschow mit seinem Flugzeug abgestürzt und verunglückt sei. Er wird auf dem russisch-orthodoxen Kirchhof begraben, und ein roter Miniaturobelisk mit seinem Porträt schmückt sein Grab.

Bei uns aber erscheint auch wirklich, bald nachdem das Zimmer frei geworden ist, ein „Infanterist“, der für sich und seine Familie eine Wohnung sucht. Mürrisch und abstoßend sieht er aus mit seiner grauen Mütze, die er nicht ablegt und deren über die flache Kuppel aufragende Spitze an die Heer-

scharen Iwans des Schrecklichen erinnert. Bevor er sich jedoch besinnt, überlässe ich, kurz entschlossen, unser Zimmer den bei uns auftauchenden Scharfs, einer Mutter mit zwei erwachsenen Töchtern. Die beiden Töchter sind nicht ganz „arisch“ (um sich mit Hitler auszudrücken), sie sind jedoch sympathisch und sehr unterhaltend, und wenn sie auf dem Wege in die Küche unser Speisezimmer passieren (sie benutzen sie, wenn meine Schwiegermutter für uns fertig gekocht hat), gibt es oft lebhafte, lange Gespräche.

Fräulein Marion ist umgesiedelt, und da es für mich nicht mehr viele Privatstunden zu erteilen gibt, beschäftige ich mich tagelang mit meinen Knaben. Ich lese Jaak aus den meiner Kindheit entstammenden „Auerbachs Kinderkalendern“ vor, Jaan aber sitzt auf meinem Schoß, und da sein zweijähriges Köpfchen rasch ermüdet, schlummert er meist nach einem Weilchen ein und wacht erst auf, wenn wir unsere Lektüre beenden.

Mitten in der Kälte eines eisigen Februarstages haben Olof, Erika und Beni Tallinn mit einem deutschen Dampfer verlassen, und man hört nichts mehr von ihnen. Selten nur kommt noch ein Brief aus dem Westen an, ausländische Zeitungen erhält man auch nicht mehr. Bald sitzen wir hinter der chinesischen Mauer, von der Dmitrij stolz berichtete, daß die Revolution sie, die in der Zarenzeit die Russen eingeschlossen habe, niedergerissen . . . „Ja, ja,“ war meine Antwort gewesen, „diese Mauer hat bisher hinter unserem Rücken existiert, nun ist sie vor unserer Nase auferstanden . . .“

*

Kurz nachdem Olof weggefahren, betritt Mama eines frühen Morgens unser Schlafzimmer, wo ich gerade die Knaben anziehe.

„Nun haben wir es,“ sagt Mama, als ob ich es verstehen müsse, was sie meint.

„Sind sie nicht bei dir gewesen?“ fragt sie dann erstaunt, als sie merkt, daß ich nichts begreife.

„Nein, wer, wann? Ich weiß von nichts . . .“

Dann erzählt sie: Die Russen, das NKWD, sind um 3 Uhr nachts bei ihr erschienen, haben Otto bei sich gehabt, der am Abend zuvor verschwunden sei. Die Russen haben Mama nach Geld und Valuta gefragt. Wie hypnotisiert ist sie aus dem Bett gestiegen und hat aus ihrem großen Kleiderschrank die Blechdose genommen, die sie, wie von einer bösen Vorahnung getrieben, am nächsten Tage zu Frau Petermann in Verwahrung habe geben wollen. Gehorsam hat sie die Dose mit den darin befindlichen Goldrulben und ihrem persönlichen Schmuck abgeliefert, und Tschebajew, wie er sich vorgestellt hätte, sei sehr artig gewesen und habe ein Protokoll aufnehmen lassen, das die im Nebenzimmer einquartierte Schneiderin Alma unterzeichnet habe.

Ob Mama noch mehr solcher Sachen besitze, habe der artige Herr sie gefragt. Nein, hat Mama erwidert, bei ihrer Tochter aber sei noch einiges.

„Und sie sind bei dir nicht gewesen?“ staunt Mama immer wieder.

Otto ist seitdem verschwunden. Er hat Tschebajew folgen müssen.

Mutig wie stets geht Mama zur Miliz in die Königsstraße, wo sie erfährt, daß Otto arretiert und nach Tallinn gebracht worden sei. Man habe ihn in eine Falle gelockt. Ein angeblicher Zahnarzt aus Tallinn, der Gold habe kaufen wollen, habe Otto ins Hotel „Bristol“ bestellt; dort sei er als „Spekulant“ geklappt worden.

Dabei habe Otto kein Goldgeld besessen, behauptet Mama.

Kurz darauf findet Mama einen an Otto adressierten Brief von E., einem bekannten Markenhändler, Otto möge, falls die Miliz ihn verhören würde, bestätigen, daß er sein eigenes geerbtes Gold gegen Dollar eingetauscht habe. E. habe sich nur durch diese Notlüge dem Zugriff der ihn bedrängenden Miliz entziehen können . . .

„Ist das alles schwer . . .“ seufzt Mama. Zusammengesunken sitzt sie da. der Verlust des Goldes und des Schmuckes scheint sie wenig zu rühren. Sie denkt an Otto . . .

Nun wird der braune Ford weggebracht, ein Teil der Möbel beschlagnahmt. Es ist ein Provisorium, bis das Gerichtsurteil gefällt ist; eben läuft die Untersuchung.

Täglich schleppt Mama nun etwas von den noch nicht beschlagnahmten Sachen zu uns: ihren Silberfuchs, Teppiche, die von Leps gemalten Porträts. Schließlich wird mit großem Ach und Krach Papas Geldschrank hereingeschafft und an die Stelle des vor kurzem fortgebrachten Schrankes der Kreditbank in die Ecke unseres Wohnzimmers gestellt.

Mama sucht ihren alten schwedischen Paß hervor und schickt ihn über die deutsche Gesandtschaft, deren allerletzter Rest noch in Tallinn existiert, an die schwedische Gesandtschaft in Moskau. Sie will wieder schwedische Staatsangehörige werden und nach Schweden umsiedeln.

*

Am 1. April muß Arthur sein Schild abnehmen. Er darf nicht mehr als Rechtsanwalt praktizieren; die neugebildete sowjetische Advokatur hat ihn nicht aufgenommen. Schwiegermama und Frau Scharf weinen. Ich versuche tapfer zu sein. Die meisten von Arthurs Kollegen teilen sein Schicksal, sie sind als konterrevolutionäres, bürgerliches, gefährliches Element deklariert worden, welches das Sowjetsystem nicht gebrauchen könne.

Nun wird Arthur Handelsreisender und muß die Bakelitbecher, -dosen und -knöpfe der Firma „Taurus“ an den Mann bringen, die er bisher zusammen mit dem jungen Woldi liquidiert hatte. Arthurs Gehalt beträgt 500 Rubel; davon müssen wir sechs leben! Einige Klienten empfängt er noch „schwarz“, aber bald ist es auch damit vorbei, und unser Empfangszimmer steht leer.

Zuweilen erscheint der junge Meos bei uns und tuschelt eifrig mit Arthur; ich aber mache ein Gesicht, als ob ich nichts merke. Es scheint sich um heimliche Zellen zu handeln, ein unterirdisches Verschwörernetz wird geknüpft. Es kann Krieg ausbrechen; alle denken daran und hoffen darauf . . .

Eifrig konsultiert man das Radio, meist den englischen Sender. Hess ist nach England geflogen. Was mag das bedeuten . . . ? Sollte nicht doch noch eine Umschwung möglich sein? Der griechische Feldzug rollt ab, Kreta wird aus der Luft erobert . . . Hitler scheint weiterhin ein Zauberer zu sein; alles klappt stets wie am Schnürchen . . . Er wird auch die Russen verjagen.

*

Mittlerweile ist es Mai geworden, und eines schönen Sonntagmorgens fahren wir in unserm Citroën aus, nach längerer Pause wieder einmal. Arthurs ebenfalls „abgesetzter“ Kollege Jaak und seine Frau Salme sind mitgenommen worden, wie schon so manches Mal in sorgenlosen, ach, so fernen Tagen.

Wir fahren nach Kolowere. Von weitem grüßt uns der runde Turm mit seiner Zackenkrone, der aus den ihn umgebenden Bäumen hervorragt und an ein Märchenschloß erinnert. Jaak ist entzückt. Seitdem ich ihm aus den „Deutschen Sagen“, einem dicken Buch mit vielen Bildern, das Fräulein Isabella Scharf ihm geschenkt hat, alles, was darin über Siegfried, Gudrun, Parzival, den Riesen Witold mit der Rasselkette und andere seltsame Gestalten berichtet wird, habe vorlesen müssen, schwärmt er für Ritter, Rüstungen, Burgen und Kämpfe.

Seltsam ergriffen bin ich jedesmal, wenn ich Kolowere wiedersehe. Der Schloßgraben, die Zugbrücke, die dicken Mauern, der Burghof kommen mir, seit ich den „Weg nach Lohde“ von Ilse Reicke gelesen, so vertraut vor. Wieder sehe ich die arme, gefangene Prinzessin im Garten umherwandern und höre sie, in eine der finsternen Fensternischen geschmiegt, jammern und schluchzen . . .

Auch die Zöglinge der Schule für schwererziehbare Knaben wandern hier wieder umher. Unheimlich wirken ihre blanken, geschnorenen Köpfe.

Arthur und seine Freunde sehen sich das Schloß an, wo der Schulleiter und seine Frau sie umherführen und ihnen alles erklären. Nachher ist die kleine Salme niedergedrückt und kämpft mit ihren Tränen. Die Frau des Lehrers hat

ihr von einem schauerlichen Erlebnis berichtet: auf einer kleinen Station vor Tallinn auf einen Zug wartend, habe sie eine Gruppe Gefangener erblickt, Männer mit müden, blassen Gesichtern. Ihre Kleider und die intelligenten Gesichtszüge ließen vermuten, daß es unsere Politiker, höhere Funktionäre, gewesen sein müssen.

Wir fahren weiter nach Lihula. Wir reden vom Krieg, den man herbeisehnt. Unterwegs sehen wir viele Grenzschutzsoldaten mit ihren dunkelgrünen Mützen.

*

Ottos Prozeß ist in Tallinn verhandelt worden. Er ist als „Spekulant“ zu fünf Jahren Strafarbeit verurteilt worden! E., dem Markenhändler, ist es gelungen, nach Finnland zu entweichen.

Am 13. Juli wird Otto 29 Jahre alt. Mama hat für ihn ein Päckchen gemacht, das wir nach Tallinn ins Gefängnis schaffen sollen.

Frühmorgens, am Freitag, dem 13. Juni 1941, fahren wir in unserem Citroën los, Woldi mit seiner Frau und Herr Koppel sind mitgekommen. Eine eigentümliche Stimmung bemächtigt sich meiner gleich bei der Ausfahrt aus Pärnu. Jeden Augenblick muß etwas Schlimmes geschehen, eine Autopanne oder sonst etwas Gräßliches, spüre ich.

In den letzten Wochen reden die Zeitungen ständig davon, daß die „Reste des Kapitalismus“ ausgemerzt, die „Überbleibsel des Kulakentums“ davon gefegt, die Städte von den „übeln Parasiten des bürgerlichen Regimes“ gesäubert werden müßten. Russische Pässe werden ausgestellt, man wird sich neu „einschreiben“ müssen, möglicherweise nicht mehr am alten Wohnort bleiben dürfen und in kleinere Siedlungen ausgewiesen werden. Bei uns ist kürzlich ein Beamter der Miliz gewesen; er hat unsere Pässe geprüft, sich etwas notiert. Das sei im Zusammenhang mit den neuen russischen Pässen, brummte er auf meine Frage, was das alles zu bedeuten habe. Außer uns ist jedoch niemand in unserem Hause kontrolliert worden, weder Scharfs noch Schneider Martin oder sonst jemand. Das scheint mir zu beweisen, daß wir zu den „Resten des Kapitalismus“ gehören und demnächst in eine kleine Stadt — Kilingi-Nõmme schwebt mir dabei vor! — ausgewiesen werden sollen . . . Arthur erfährt dann, daß die Mehrzahl unserer Bekannten — Kustik Jaan, der alte Palm, Kuusner — dieser „Päkkontrolle“ unterworfen worden sind, und Kuusner habe gemeint, daß Gefahr im Anzug sei . . .

Auch Koppel, der mit uns im Citroën nach Tallinn fährt, erzählt mir, daß er und seine Familie eine ähnliche Kontrolle durchgemacht hätten.

In Tallinn steigen Woldis und Koppel aus, wir aber eilen zum Stelldichein mit unserem Freunde Herbert. Ich berichte auch ihm von der „Päkkontrolle“, die mir keine Ruhe gibt, und Herbert meint, daß dahinter etwas Ernstes stecken müsse. Aus dem Kommissariat, in dem er angestellt sei, habe man vor gar nicht langer Zeit Verzeichnisse aller Inhaber größerer Vermögen verlangt. Das NKWD muß irgendetwas planen.

In Tallinn fallen uns sehr viele Russen mit den blau-roten NKWD-Mützen auf; sonst dominierten hier die schwarzen Marine- und Fliegeruniformen.

Dann fahren wir zum Gefängnis, und Arthur verschwindet hinter den düsteren Mauern des „Patarei“ genannten Kerkers, der stumm und trotzig dicht am Meeresufer steht. Ab und zu öffnet sich das Gefängnistor und ein „schwarzer Rabe“ kommt hervor und gleitet an unserem Citroën vorüber, in dem ich sitze. Ich stelle mir Otto in einem dieser unheimlichen Gefährte vor. Ganz deutlich sehe ich Ottos Gesicht, seine kleinen Augen, die stets so schelmisch blinzeln. So groß und dick war er, und so kindlich tolpatschig und unbeholfen! Einige Tage vor dem Krach war er bei uns eingetreten, Schwierermama hatte gerade Hühnerboullion gekocht, und auch ihm wurde ein Teller vorgesetzt. „So etwas Schönes habe ich lange nicht mehr gegessen!“ hatte er gesusefzt, und er hätte gerne noch mehr haben wollen, aber es hatte nicht gelangt.

Nach Papas Tode hatte Otto mit Mama das große Schlafzimmer teilen und nachts in Papas Bett liegen müssen. Die große Wohnung voller Russenfamilien . . . Natürlich hat Mama nicht ans Kochen gedacht, sich irgendwie von Tag zu Tag durchgeschlagen . . .

Otto war immer bereit, ein „Geschäftchen“ zu machen, wenn sich eine Gelegenheit bot. Und nun wurde er als „Spekulant“ eingesteckt — als Verbrecher gegen die Sicherheit des Sowjetstaates, als Mensch, der sich bereichern wollte, ohne zu schwitzen!

Es ist so still in der staubigen Straße, und nur ganz selten sieht man einen Menschen auftauchen in dieser Abgeschiedenheit. Eine Stunde warte ich bereits, bald sind es zwei; die Sonne senkt sich.

Doch dann sehe ich Arthur auftauchen, gefolgt von einer verweinten Frau. Ins Allerheiligste, vor den Gefängnischef, war Arthur gelangt. Er hat Ottos Packen abgegeben. Als er aber der Frau hat helfen wollen, die kein Russisch kann, hat der gestrenge Chef ihn angeschnauzt: „Sind Sie denn Advokat?“ Wir schaffen die arme, enttäuschte Frau, deren Mann vor einigen Tagen arreliert worden war, zurück in die Stadt.

Erst nach einem Jahr erfahren wir, daß Otto am 24. Juni zusammen mit allen Insassen des Gefängnisses nach Rußland verschickt worden ist.

Am Freiheitsplatz treffen wir, wie verabredet, Woldis und Koppel. Wir alle, bis auf Koppel, wollen in Tallinn bleiben, die Nacht irgendwo in einem Lokal verbringen. Koppel aber ist unerbittlich. Er muß noch vor 9 Uhr in Pärnu sein, er kann sein gewohntes Bad auch an diesem Freitag nicht missen. Schließlich müssen wir nachgeben; wir fahren, und wieder überfällt mich das unangenehme Gefühl, daß etwas im Anzuge sei, etwas Schlimmes uns erwarte . . . Jeden Augenblick muß es eine Panne geben, fürchte ich und atme erleichtert auf, als wir kurz vor 9 Uhr Koppel bei Moisaküla aussteigen lassen. Beim Offizierskasino der Roten Armee, dem ehemaligen Sommercasino (vor Jahren war es die Villa Amende), sehen wir eine Unmenge Autos stehen.

Daheim empfangen uns Schwiegermama und Frau Scharf in großer Aufregung; ein Befehl sei gekommen, Arthur müsse sich mit seinem Wagen einer „technischen Kontrolle“ unterziehen, sofort zum Marktplatz fahren . . .

Es ist schon dunkel, als Arthur wieder erscheint. Er und viele andere Autositzer stehen auf dem Marktplatz, fahrbereit. Wozu? Niemand weiß es. Ein Chauffeur habe etwas von einem Eisenbahnzuge gewußt, der aus vergitterten Güterwagen zusammengestellt sei und in Moisaküla bereitstehe; die „Bourgeois“ sollen verschleppt werden . . . Der Krieg sei ausgebrochen und eine Mobilisation steht bevor, die Deutschen sollen bereits in der Ukraine sein, lautet die andere Version . . . Arthur eilt wieder davon.

Um Mitternacht läutet das Telefon. Ich höre Arthur's Stimme. Ich solle ihm eine Thermosflasche mit heißem Kaffee auf den Marktplatz schicken. Es habe keinerlei technische Besichtigung stattgefunden. Vereinzelt würden Autos irgendwohin entsandt . . . Immer noch müsse er warten . . .

Frühmorgens ruft Arthur wieder an. Nun weiß man, was es ist . . . Ich solle sofort mit den Kindern zum Schneckenberg kommen, dort würden wir uns treffen . . .

Dann sitzen wir auf einer Bank vor dem Altersheim, und Arthur berichtet von den grauenvollen Visionen dieser Nacht. Im Morgengrauen sind die Autos wieder aufgetaucht, die über die große Brücke, die Wasserstraße entlang, durch die Stadt hindurch nach Papinidu gerollt waren, und auf den Lastautos haben, bewacht von Soldaten der Roten Armee, Bauern, Weiber in Umschlagtücher gehüllt, Kinder und Greise gesessen . . .

Eben sei Kusti fortgebracht worden, sagt Arthur. Aino und die drei Kinder haben geweint, Kusti aber hat die Hand ausgestreckt und mit dem Waffenbrüdergruß den vor dem Hause stehenden Menschen Lebewohl gesagt . . .

Wie gelähmt sitzen wir da; ganz schlaff fühlt man sich. Das Gehirn ist leer, und kalte Schauer durchrieseln einen . . .

Arthur muß zurück zum Auto. Er hat sich im Hintergrunde halten können, nicht den Todeskutscher spielen müssen. Aber Arnold, unser Freund, hat fahren müssen . . . bis man ihn selbst geholt hat . . . Bald werden wohl auch wir abgeholt werden . . . Wir müssen uns bereit machen . . .

In der Königsstraße, durch die ich dann in meinem Selbstfahrer, Jaak und Jaan neben mir, nachhause eile, überholt uns ein Lastauto. Soldaten mit Flinten stehen im offenen Kasten, neben ihnen zwei graukeidete Männer, die uns mit Augen ansehen, die wie erloschen sind. Es ist ein Vorwurf darin zu lesen, als ob ich mich schämen müsste, noch frei zu sein.

Noch ein zweites Lastauto überholt uns in der Alexanderstraße; wieder sehe ich Soldaten mit Gewehren in der Hand, neben ihnen aber, im großen offenen Kasten, hocken drei zusammengesunkene Gestalten — ein Mann, eine Frau mit einem Tuch um den Kopf, und ein Knabe . . . Ich sehe nur ihre drei Rücken, aber ich werde sie nie mehr vergessen können.

Zuhause machen wir uns ans Packen. Jaak und Jaan sind eifrig dabei; sie wollen auch Spielsachen, Bücher mitnehmen. Bei jedem Geräusch erbebe ich, glaube ich ein heranrollendes Auto zu hören. Dieses Warten ist gräßlich; wären sie doch endlich da und alles rasch vorüber . . .

Es wird jedoch Abend, und kein Auto ist bei uns vorgefahren, um uns abzuholen. Arthur hat den Citroën stehen lassen und ist zurückgekehrt. Kein Mensch hat sich um ihn gekümmert. Er weiß jedoch nun, wer alles fortgebracht worden ist: Jaan und Salmé, Fritz, Kuusner, Palm . . . Fast alle Menschen, die wir kennen, sind weg . . . Leichter ist es aufzuzählen, wer noch übrig ist. Um 5 Uhr morgens hat man Koppel weggeholt. Wäre er doch in Tallinn geblieben, wie wir es gewollt . . . Was hätten wir in dieser Nacht erlebt . . . ?

Am Abend spät erzählt mir Mama, was Almas Freund, ein Bahnarbeiter, berichtet habe: um 9 Uhr abends ist der Zug aus Papiniidu ausgefahren, 33 Wagen sind es gewesen, vollgepackt. Ganz kleine Kinder mit ihren Müttern haben einen Personenwagen gehabt, alle übrigen sind in die vergitterten Güterwagen gesperrt worden, die Männer von den Frauen getrennt, größere Kinder von ihren Eltern.

Zwischen unseren in großer Hast gepackten Habseligkeiten sitzen wir nun und warten . . . Der Sonntag vergeht unendlich still und langsam. Man hört nichts mehr von den Lastautos und freut sich unaussprechlich über jeden Menschen, der noch da ist.

Am Montag erscheint Betty bei uns. Sie ist bestürzt; sie hätte dies alles nicht für möglich gehalten . . . Als Schweizerin wird es ihr gelingen, herauszukommen; dann soll sie Europa erzählen, was sie mit eigenen Augen sehen hat!

Ich habe mich in Extase geredet. Nachdem Betty gegangen ist, sitze ich in Tränen aufgelöst zwischen unseren kunterbunt umherliegenden Sachen im Schlafzimmer. Plötzlich taucht August K. auf, ein Kommitone von einst, nun seit langem als Advokat in Tallinn tätig. Er macht eine nichtsahnende Miene, rein zufällig sei er nach Pärnu gekommen, zur Erholung.

„Was bedeutet das alles?“ fragt er mich.

„Wir alle werden verschleppt werden,“ sage ich überzeugt.

K. verabschiedet sich hastig und eilt davon. Er ist unverzüglich nach Tallinn zurückgekehrt und hat sich den Roten gestellt, um das Schicksal seiner bereits arretierten Frau und Tochter zu teilen . . .

*

Almas Freund von der Bahn berichtet, daß jeden Tag einzelne vergitterte Wagen mit den planmäßigen Zügen abgeschickt würden. Bisher verschont Gebliebene werden nachträglich verhaftet und verschwinden. Am Montag ist Frau Meos mit ihrem fünfjährigen Sohn fortgebracht worden, der die

Masern gehabt hat, vom roten Vertrauensarzt Flaks jedoch für „transportfähig“ erklärt worden ist. Nur das kleine Mädchen, dessen Taufe wir genau vor einem Jahr beigewohnt, ist übriggeblieben, da es bei den Großeltern in Tartu weilte . . . Auch der alte Palm, der damals zur Taufe mein Tischnachbar gewesen, rollt in einem der Gespensterzüge ostwärts . . .

Fräulein Isabella Scharf, die als „deutsche Jüdin“, wie sie sich selbst empfohlen, eine Anstellung in der russischen Soldatenhandlung erhalten hat, weiß zu berichten, wie es bei Palms während der Verhaftung zugegangen sei, denn ihre russische Chefin, die bei Palms in der schönen Villa am Wallgraben einquartiert ist, hat es genau geschildert. Ob Frau Palm ihr nicht eine der vielen Strickjacken, die ja nicht alle mitgenommen werden könnten, verkaufen wolle, habe die Russin gefragt. „Eher würde ich sie in den Fluß werfen, als Ihnen geben“, habe die stolze Antwort gelautet. Stets habe auch der junge Palm beteuert, daß alle Esten gegen die Russen kämpfen würden, sobald es zum Krieg mit Deutschland käme. Und so findet die Russin, es sei ganz recht, wenn solche Menschen verschleppt würden.

„Die werden nie mehr ihr Estland wiedersehen,“ habe die Russin hinzugefügt, „das sind die Allergefährlichsten. Wenn aber Sie weggebracht werden, — womit Fräulein Isabella gemeint war — so wird es nur für eine kürzere Zeit sein, und Sie werden wieder zurückkehren dürfen . . .“

Martha aber, die bei uns die Wäsche wäscht, sagt bedeutungsvoll, daß es nun „das letzte Mal“ sei, daß sie es tue. „Wieso denn?“ will ich wissen. Mit dem nächsten Transport würden auch wir nach Rußland geschickt werden, kündigt mir Martha an. Das habe ihr neuester Freund, ein Gefängniswärter, ihr erklärt. Alle diese Menschen seien auf unehrliche Weise zu ihrem Reichtum gekommen. Nun werden sie richtig arbeiten müssen, und dann würde man sehen, ob sie wieder reich werden könnten . . .

*

Am Abend des 16. Juni 1941 sitzen wir bei Scharfs in Arthurs ehemaligem Kabinett. Es herrscht Weltuntergangsstimmung . . . Der alte dicke Herr Uralow, ein täglicher Gast bei Scharfs, sitzt ruhig dabei und hört zu, wie wir alle um die Wette unserer Entrüstung und unserem Entsetzen freien Lauf lassen. Seinetwegen sprechen wir russisch, bis mir plötzlich einfällt, daß der alte Herr ja Russe ist, ein Flüchtlings aus der Zeit des Zusammenbruchs des Zarenreiches. Ob es ihn nicht schmerzt, anhören zu müssen, was wir von den Russen hielten, frage ich ihn beschämtd. „Bitte sehr,“ sagt jedoch der alte vornehme Herr seelenruhig, „das sind ja keine Russen mehr . . .“

Doch dann beschließt man, eine Bowle zu brauen. Fräulein Isabella spendet eine Dose Ananas, wir eine Flasche Weißwein, Herr Uralow hat eine Flasche Cognac mitgebracht.

Um 10 Uhr verlasse ich die Gesellschaft, wo Fräulein Isabella geschäftig in einer Suppenterrine herumröhrt. Ich muß rasch, wie jeden Tag um diese Zeit, den „Sender der europäischen Revolution“ auffangen, der uns stets besonders sensationelle und aufregende Meldungen auftischt.

„Dicht zusammengedrängt stehen die deutschen Divisionen längs der russischen Grenze . . .“ höre ich plötzlich. „Sie warten nur auf ein Zeichen, um nach Russland einzustürmen . . . Die Flugplätze stehen voll startbereiter Bomber, zahllose Tanks sind angriffsbereit . . . Vom Schwarzen bis zum Weißen Meer ist eine Riesenfront entstanden, die jeden Augenblick in Bewegung gesetzt werden kann . . .“

Atemlos vor Spannung hört mir nachher die Gesellschaft zu, als ich die eben aufgefangene Meldung weitergebe; dann heben wir unsere Gläser . . . Wir leeren sie auf das Wohl der deutschen Divisionen, die wir mitten in der Totentanzstimmung dieser endlosen Woche herbeisehn . . .

Man schläft unruhig in diesen Nächten. Immer noch kann ein Lastauto vorfahren und uns mitnehmen . . . Wenn das Telefon läutet, sind wir zu Tode erschrocken . . . In der Nacht zum Donnerstag dieser schwarzen Trauer-

woche läutet es ganz besonders aufdringlich, es ist 2 Uhr morgens, ich melde mich . . . Eine Frauenstimme fragt nach Arthur.

„Er ist nicht da,“ sage ich prompt, obwohl Arthur nebenan im Bett liegt und gespannt zuhört. „Wer da?“ will ich dann wissen.

Es ist Fräulein W. Ihre Schwester muß ins Krankenhaus geschafft werden, ein Baby sei unterwegs in diese böse Welt, dabei keine Taxi aufzutreiben . . .

Natürlich ist Arthur nun zu haben. Blitzschnell kleidet er sich an und startet mit unserm Citroën.

Doch wir können das endlose ungewisse Warten dieser Tage nicht mehr ertragen! Wir nehmen die Kinder, einen Koffer mit dem Allernotwendigsten . . . Ein kurzer Abschied von den zurückbleibenden Eltern. Wir fahren, wir wissen selbst nicht wohin . . . Zuhause soll keiner wissen, wo wir sind . . .

Der Tag ist herrlich! Sonnenschein, Wiesen, Wälder, schöne, blühende Welt! Man sieht keine Spur der Tragödie, die sich hier vor wenigen Tagen abgespielt hat . . . Erleichtert atmen wir auf, als die Grenze des Kreises Pärnu hinter uns liegt. Nun kennt uns keiner; man könnte sich geborgen und glücklich fühlen, wie in alten Zeiten. Doch werden wir je wieder so unbekümmert sein können, wie einst, nachdem wir diese grauenhaften Stunden beim Schneckenberg in der Frühe des 14. Juni 1941 erlebt haben . . .?

Am Abend sind wir in Tartu. Freudig überrascht begrüßt uns Johann. Wir werden bei ihm im Speisezimmer einquartiert, so gut es geht.

Unser Citroën muß repariert werden, und wir müssen die Fahrt nach Voldi, zu meiner Freundin Hilda, aufschieben, bis er wieder richtig laufen kann.

Am Sonnabend steht Arthur am breiten Fenster des Speisezimmers. Die Kinder schlafen bereits und auch ich habe mich hingelegt. In der hellen Abenddämmerung des 21. Juni 1941 sieht man auf dem unweit des Hauses gegen Süden führenden Eisenbahndamm viele lange Züge vorüberraseln: viele offene Plattformen mit ganz seltsamen Gegenständen beladen — es scheinen Autos, Traktoren, Maschinen zu sein. Immer neue lange Züge ziehen nach Süden, Riga zu . . .

„Vielleicht stehen wir am Vorabend des Krieges“, sagt Arthur nachdenklich . . .

Lautes Läuten an der Haustür weckt uns am anderen Morgen. Dann hört man eine aufgeregte Stimme . . . Ein Nachbar, Johanns Kollege, ist es. Er hat eben im Radio gehört, daß es so weit sei: Es ist Krieg!

Sehr feierlich ist einem zu Mute. Die freudige Spannung überwiegt. Für uns wird dieser Krieg die Erlösung bringen. Vor Erregung klappern mir die Zähne.

Bei herrlichem Sonnenschein fahren wir am Morgen des 22. Juni die breite, glatte Landstraße in nördlicher Richtung. Bergauf, bergab geht es . . . Der Citroën arbeitet wieder perfekt, bald sind wir in Voldi. Wir überqueren das Eisenbahngeleise, biegen in den schmalen Feldweg ein, der zum neugebauten Häuschen führt, das Hilda mit ihrem Mann und dem neunjährigen Hans-Kristian seit kurzem bewohnt.

Merkwürdig, daß kein Mensch sich zeigt, um uns zu begrüßen! Arthur steigt aus, betritt das Haus. Mit verdutztem Gesicht erscheint er gleich darauf wieder. Das Haus ist leer, das Essen steht auf dem Tisch, eine goldene Uhr liegt neben einem der Teller . . . Alles ist ausgestorben, tot . . . Es erinnert mich an die unheimliche Geschichte von der herrenlos auf allen Meeren umhertreibenden „Maria Celesta“ . . .

Wir kehren um, fahren zum alten Hause, welches von großen Bäumen umgeben, ebenfalls still und verlassen dasteht. Erst nach einer geraumten Weile zeigt sich der alte Wirt, Hildas Schwiegervater, hinter einer Hausecke hervortretend, unseren Blicken. Er sieht verängstigt aus, ungläubig schaut er uns ins Gesicht . . .

Die armen Menschen haben sich vor uns versteckt! Seit die gräßlichen Lastautos in jener Nacht erschienen, ist jediges Auto verdächtig . . . Viele Nachbarn sind in jener Nacht vom 13./14. Juni fortgebracht worden.

Wir fahren wieder zum kleinen, verlassenen Häuschen zurück. Aus irgend einem Versteck kommt nun ein Hirtenmädchen hervorgekrochen. Alle anderen sind in den Wald gelaufen, erzählt sie verschämt. Sie wird ihnen nachgesandt.

Dann kommen sie — Hilda, ihr blonder, stiller Mann, der Knabe. Wir teilen ihnen die Kriegsbotschaft mit.

Hilda berichtet von angstfüllten Tagen, von langen, unheimlichen Nächten, die sie im Walde verbringen seit jener einen Nacht.

Dann verabschieden wir uns, und bald sind wir wieder in Tartu bei Johann. Was sollen wir tun? Man wird Autos requirieren, das steht fest. Dann werden wir in Tartu bleiben müssen.

Wir beschließen, doch wieder heimzukehren. Ein kurzer, herzlicher Abschied. Wer weiß, was uns allen noch bevorsteht . . . ? Dann saust der Citroën davon, der im Westen sinkenden Sonne entgegen.

In Suure-Jaani machen wir halt; wir wollen alles mit Lex und Mi besprechen. Lex, der als total unpolitische Persönlichkeit seinen Richterposten weiterhin bekleiden darf, konsultiert eifrig das Radio. Er weiß zu berichten, daß die Russen bereits eine Mobilisation ausgerufen haben; auch Arthur unterliegt ihr. Es wäre Wahnsinn, sich zu stellen!

Lex hat bereits einen Plan bereit. Man muß „in den Wald“ gehen und dort die Ankunft der Deutschen abwarten. Er kennt einen Ort, einen dicht am großen Moor gelegenen Bauernhof, von dem aus kein Weg mehr weiterführt. Dahin sollen wir fahren, auch Mi und Alek sollen mitkommen.

„Kaunissaare“ heißt dieser gottverlassene Ort. Ich habe jedoch nicht die geringste Lust, mich dort zu verkriechen, denn mir stehen sofort die Schwierigkeiten vor Augen, die ein Aufenthalt unter fremdem Dach in primitiven Verhältnissen für mich und die beiden Kinder mit sich bringen muß. Näher zur Stadt hin möchte ich sein, am liebsten zu Hause in der Parkstraße. Arthur könnte sich allein leichter verbergen.

Aber Lex und Arthur besiegen meinen Widerstand; schweren Herzens fahre ich in die sinkende Nacht hinaus, einen unbekannten Waldweg entlang ins Ungewisse . . .

Mehrmals stoppt der Citroën, er kann den steinübersäten Waldfpfad nicht bewältigen. Arthur muß aussteigen, er geht in die Dunkelheit hinaus, sucht nach dem schönen Kaunissaare. Alle drei Knaben sind inzwischen eingeschlafen; Jaak und Jaan liegen auf meinen Knieen, werden allmählich zu einer bleischweren Last.

Leise reden wir mit Mi. Der dunkle Wald steht um uns herum, der Himmel ist sommerlich hell, wir haben ja die hellen, weißen Nächte um Johann! Irgendwo, weit in der Ferne, hört man dumpfe Detonationen . . . Ach, wären es doch bereits die Deutschen . . . !

Schließlich erscheint Arthur wieder. Ganz langsam, ruckweise, geht es weiter, über Steine, Baumwurzeln, einen holprigen, schmalen Waldweg entlang . . .

Wir werden in das schlafende dunkle Haus hereingelassen, die Kinder und ich werden durchs Fenster hereingehoben. Stumme, dunkle Gestalten erscheinen plötzlich, umkreisen den Citroën . . . „Waldbroder“ sind es; sie nehmen Arthur und das Auto mit sich in den schützenden Wald.

In einer fremden, dunklen, heißen Stube auf dem Fußboden, auf ausbreiteten Filzdecken, schlafen wir.

Die Menschen sind freundlich zu uns, mit keiner Miene zeigen sie uns, daß wir ihnen zur Last fallen. Wir nehmen an ihren schlichten Mahlzeiten teil, auf einem einfachen ungestrichenen Holztisch werden uns sogar Pfannkuchen vorgesetzt. Das alles ist sehr rührend, aber ich kann hier nicht

bleiben. Ich bin zu wenig mobil, wie soll ich da allein die Kinder betreuen? Hilflos und verlassen fühle ich mich . . .

Am Abend erscheint Arthur, und er sieht sofort ein, daß wir fort müssen. Die „Waldbroder“ haben einen Empfänger bei sich, und sie haben gehört, daß die Mobilmachung wieder eingestellt worden sei.

Auch Mi will wieder fort.

In einem Bauernwagen werden wir aus dem Walde geschafft; der Citroën soll später nachfolgen, er streikt wieder nach all den nächtlichen Strapazen, und allein wird Arthur ihn am nächsten Morgen leichter herausholen können.

Am Waldrande, wo die Landstraße beginnt, übernachten wir in dem modern eingerichteten Schlafzimmer eines großen, wohlbestellten Bauernhofes, dessen Wirt uns mit einer Selbstverständlichkeit aufnimmt, die uns sprachlos macht.

Am Morgen erscheint Arthur mit dem Citroën. Auf dem Waldweg ist er vom örtlichen Milizionär, der anscheinend Verdacht geschöpft hatte, angehalten worden und hat sich ausweisen müssen. Mit knapper Not hat Arthur sich ausreden können, indem er sich als den auf Urlaub weilenden Juriskonsult der Leinfabrik in Pärnu ausgab und auf seinen Freund, den Volksrichter, berief.

In Suure-Jaani setzen wir Mi und Alek ab, dann sausen wir weiter nach Pärnu. Die großen dichten Wälder von Vändra verschwinden bald hinter uns. In Tori bei der Brücke wird ein Luftabwehrgeschütz in Stellung gebracht. Ein Russe mit der blau-roten Mütze des NKWD will unseren „Propusk“ (Passierschein) sehen. Arthur reicht ihm ein von dem neuen Direktor der Leinfabrik ausgestelltes Papier. Wir dürfen weiterfahren!

In Niidu fahren wir an einer Prozession vorbei: Bauern, herrlich gepflegte Pferde am Zaum führend. Dann sind wir in der Stadt und Arthur hält bei Herrenberger. Wir müssen Weißbrot und Kuchen besorgen, zuhause wird man uns nicht erwarten und wir werden nichts Eßbares vorfinden. Es ist Johanni.

„Fahren Sie zum Wogenkom!“ sagt plötzlich eine Stimme in befehlendem Ton, und ein Rotarmist steigt ohne weitere Erklärung zu uns in den Wagen. Ich bitte den Mann, sich einen Augenblick zu gedulden, der Fahrer sei ins Café gegangen, erkläre ich. „Alle Autos werden requiriert“, sagt der Russe und macht es sich auf dem Vordersitz bequem.

Wir dürfen in die Parkstraße und sogar in den Garten fahren, damit ich mit den Knaben aussteigen kann; der Rotarmist wartet geduldig an der Hofpforte. Dann aber setzt er sich wieder neben Arthur, und der Citroën muß seine letzte Fahrt antreten.

Ich eile direkt ans Radio, stelle den englischen Sender ein und — höre Churchills Bekanntmachung vom Beschuß Englands, Schulter an Schulter mit den Sowjets gegen Deutschland zu kämpfen . . .

Nun bleibt uns nur noch die Hoffnung auf die deutschen Divisionen.

*

Täglich gibt es nun Probealarm. Man kümmert sich nicht darum. Man wartet auf die deutschen Flieger. Wo bleiben sie? Im Radio hört man nichts, was uns sagen könnte, wo die Deutschen stehen. Es geht so langsam . . . Hat Hitlers Zauberkraft diesmal versagt . . . ?

Doch allmählich merkt man, daß etwas im Anzug ist. Am 28. Juni verschwinden plötzlich, wie durch einen Zauberspruch, alle Russenfrauen aus Pärnu.

Auch die Soldatenhandlung wird evakuiert, erzählt uns Fräulein Isabella am Abend.

Einige Tage später zeigt sich Martschenko bei Mama, um die zurückgebliebenen Sachen seiner Frau aus dem „grünen“ Zimmer zusammenzusuchen und fortzuschaffen. Er verabschiedet sich von Mama und beteuert dabei, daß die Russen in spätestens zwei Jahren wiederkommen würden. Sie müßten

eben Estland zwar aufgeben, doch bei Leningrad würden sie den Deutschen Halt gebieten. Es werde den Deutschen nicht gelingen, Leningrad zu nehmen, denn es sei ganz außerordentlich gut befestigt. „Leningrada jim nje udastsja wsjatj!“ sind seine letzten Worte.

*

In einer schönen, warmen Sommernacht — es ist bereits der 4. Juli — wandert Arthur, von Unruhe getrieben, im Garten umher. Da sieht er, wie aus dem Nachbarhause Möbel herausgeschafft und auf ein Lastauto gehoben werden. Sie scheinen aus der Wohnung des bebrillten, schwarzhaarigen Dr. Lewin zu stammen.

Am folgenden Tage rufen Scharfs mich abends hinaus auf die Veranda. Ich solle mir etwas ansehen . . . Ich sehe ein Lastauto, darauf thront Dr. Lewin. Er hat die Arme um die Schultern seiner Frau und seiner Tochter geschlungen. Der richtige biblische Patriarch, der rastlos in der Welt umhergetrieben wird . . .

Wir genießen schadenfroh dieses Schauspiel . . . Nun haben sie ihren Lohn dafür, daß sie als erste mit den Roten paktiert!

Daß auch wir einmal ein solches Lastauto würden besteigen und einen ähnlich schweren Weg antreten müssen, — wer von uns ahnte es damals! Wir sind voller Ungeduld, voll aufgepeitschter Hoffnungen. Nur noch ausharren, bis die deutschen Divisionen da sind . . . !

Die Wälder sind voller Männer. „Waldbrüder“ sind es. Wie einst vor den Scharen Iwans des Schrecklichen und Peters des Entsetzlichen flüchtet man ins Dickicht unserer großen dunklen Wälder.

Uns gegenüber, an der Ecke der Kingisepa, im großen Schulgebäude, haust das frischgegründete „Vernichtungsbataillon“. Junge Burschen mit Flinten und roten Armbinden laufen dort ein und aus. Sie sind so unvorsichtig gewesen, sich dem kommunistischen Jugendverband anzuschließen; nun müssen sie in die Wälder gehen und Menschenjagd abhalten. Gefangene „Waldbrüder“ sollen auf dem Hofe des Schulgebäudes niedergeschossen werden, erzählt man sich. Dort, auf dem ehemaligen Schulhof, geschieht bisweilen Aufregendes: man hört Maschinengewehre rattern, Pistolen knallen . . . Eine ohnmächtige Wut packt einen. Man möchte selbst ein Gewehr haben und dreinschlagen . . .

Längs der Rigaer Chaussee in Reiu werden Tanksperren errichtet, Laufgräben ausgehoben. Die Zivilbevölkerung muß sich, mit Spaten bewaffnet, dort einfinden. Alle müssen graben, schaufeln, die deutschen Divisionen, die wir alle so sehnstüchtig erwarten, aufhalten helfen . . .

Arthur leistet dem Befehl nicht Folge. Er verkriecht sich auf dem großen, über den Garagen und dem Hofhause liegenden Boden, kommt nur nachts hervor, um im eigenen Bett zu schlafen.

Alle Rundfunkgeräte hat man abliefern müssen. Man hört nichts mehr von der Außenwelt, vom Kriege, außer dem, was in den Zeitungen steht, und das ist lauter Lüge, das weiß man ja . . .

Am 4. Juli, nachmittags, ist unser Hof plötzlich von Rotarmisten überflutet, die müde, verstaubt und hungrig aussehen. Sie lagern im alten Park und kommen gruppenweise zu unserer Pumpe herüber, um sich die Hände und die trüben Augen unter den staubigen Helmen, die sie nicht ablegen, zu netzen. Es scheint eine zerschlagene Kompanie auf der Flucht zu sein.

Schwiegerpapa, der in seinem gebrochenen russischen Kauderwelsch die traurigen Gestalten bemitleidet, erwidert sie getrost: „Tut nichts, wir werden sie schon vertreiben!“ Sie wollen jedoch wissen, wie weit es noch bis Leningrad sei.

Arthur, der auf dem Hausboden sitzt und die vielen Krieger auf unserem Hofe sieht, glaubt, man suche ihn . . .

Das zerschlagene Häuflein verzichtet sich jedoch bald wieder in den alten Park, wo sie sich ausruhen, um dann weiter nach Leningrad zu wandern.

Die deutschen Divisionen

Am Montag, dem 7. Juli, erleben wir den ersten Fliegerangriff, der dem Flugplatz in Sauk gilt. Man hört es dumpf knallen, hört Flugzeuge knattern, und man ist sehr froh, daß der Krieg fortzuschreiten scheint.

Der Dienstagmorgen ist sehr still. Wie ausgestorben liegt die Stadt da; nur ganz wenige Menschen sind auf den Straßen zu sehen. Beim Schulgebäude, wo das Vernichtungsbataillon sein Unwesen getrieben hat, stehen mehrere Lastautos, die mit grünbemützten Grenzschutztruppen beladen sind.

Plötzlich setzen sich die Lastautos in Bewegung und sausen die Kingisepa entlang davon. Es ist 12 Uhr.

Ich sitze am Fenster des Schlafzimmers. Seit Tagen bereits halte ich hier Ausschau; ab und zu sieht man etwas, was einem Aufschluß zu geben vermag über das, was um uns herum vorgeht.

Wieder liegt die Straße menschenleer und verlassen vor mir . . . Doch dann . . . ! Plötzlich erscheinen von rechts, von der Rigaer Straße her, neue Truppen. Sie sehen irgendwie fremdartig aus . . . Sie tragen flachere Helme als die Russen, und sie bewegen sich auf ihren Motorrädern rasch, doch irgendwie zögernd, lauernd, vorwärts, als wären sie auf der Jagd.

Es dauert eine Weile, bis ich begreife, daß es die Deutschen sind. Mein Herz klopft mir zum Bersten. Tränen füllen mir die Augen . . . Man ist plötzlich grenzenlos glücklich . . . !

Die Straße gleicht bald einem wogenden Meer. Dichte Scharen, Ströme, ergießen sich in sie; immer wieder neue Truppen, Wagen, Geschütze . . . Es rattert, dröhnt und kracht . . . Es sieht aus, als rase Hitlers ganze Armee durch Pärnu . . . !

Menschen, Zivilisten drängen sich in den Straßen, jubeln . . . Die Kirchenglocken läuten . . . Estnische Fahnen, ein ganzes Jahr lang verschwunden, werden gehißt . . .

Bald brennt der rote Obelisk mit dem fünzackigen Riesenstern, der wie aus rotem Seidenpapier gemacht, vor unserem Garten im alten Park gestanden. Wir aber bewundern die roten Flammen . . . Endlich ist es so weit . . . !

Am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages — es ist der 8. Juli 1941 — an dem Hitlers ganze Armee durch die Straßen unserer Stadt zu stürmen scheint, treten die Stadtverordneten, eigentlich sind es bloß ihre Reste, die die Nacht vom 13./14. Juni überstanden haben, zu einer Sitzung zusammen, um eine neue Stadtverwaltung zu wählen. Arthur muß den Posten des Stadt-haupts übernehmen. Das alles ist nur ein Provisorium, bis die estnische Regierung gebildet wird und die Macht im befreiten Lande wieder übernimmt. So denkt man es sich wenigstens eben.

Am Abend erscheint Madeleine bei uns. Vor fünf Tagen, als die Vichy-Regierung Moskau den Krieg erklärt hatte, ist Madeleine als Französin arretiert und in den Polizeikeller in der Königstraße gesteckt worden. Vor einigen Stunden hat man sie zusammen mit etlichen Leidensgenossen aus dem von der Miliz beim Abzug aus Pärnu in Brand gesteckten Polizeihause gerettet. „Not und Elend“, die man ihr prophezeit hatte, hat sie nun richtig kennengelernt.

An den nun folgenden Tagen sehe ich Arthur nur noch nächts, wenn er zum Schlafen nach Hause kommt. Die neuen Pflichten nehmen ihn hundertprozentig in Anspruch. Kommunistische Ämter werden umgestaltet, durch neugeschaffene ersetzt. Täglich gibt es Besprechungen mit dem Kommandanten; die deutsche Wehrmacht braucht Quartiere, Verpflegung.

Unser Kabinett haben wir nun wieder, denn Scharfs sind in großer Eile in die von den Russen verlassene kleine Hofwohnung gezogen. Auch unseren Citroën haben wir wieder. Leicht beschädigt hat er auf dem Flugplatz in Sauk gelegen. Meine Vision während der Fahrt durch die großen Wälder in Vändra ist in Erfüllung gegangen . . .

Der von der Miliz beschlagnahmte braune Ford ist jedoch bei der Eroberung von Pärnu „gefallen“. Zerschossen liegt er an der Rigaer Landstraße bei Raeküla.

*

Deutsche Soldaten waschen sich auf unserem Hof bei der Pumpe, wo noch vor wenigen Tagen das zerschlagene Häuflein der nach Leningrad rettirierenden Roten Armee sich die müden Augen netzte. Die deutschen Soldaten reißen sich die Kleider vom Leibe, mit Badehosen bekleidet duschen sie sich gründlich und rasieren sich die Bartstoppeln ab. Aber auch sie sind traurig und müde.

„Unsere gefallenen Kameraden tun uns so leid . . .“ sagen sie.

Im alten Park vor unserem Gartenzaun, gegenüber der Stelle, wo noch vor kurzem der rote Obelisk gestanden hat, stehen nun drei weiße Holzkreuze mit Stahlhelmen darauf. Blumen liegen dort, und es werden dort täglich neue Blumen von der Bevölkerung der Stadt für die drei Panzerjäger niedergelegt, die in den Straßen von Pärnu gefallen sind . . .

Ihre Kameraden lagern daneben im Grase mit ihren Wagen und Geschützen. Drei Panzerjäger, Unteroffiziere, schlafen nachts bei uns im Hause, wo unsere Mieter ihnen Betten zur Verfügung gestellt haben, und bei uns im Speisezimmer trinken sie den Morgenkaffee.

Sie müssen uns erzählen von ihren Erlebnissen und den Kämpfen. Immer wieder aber kehrt das eine traurige Motiv wieder: „Unsere besten Leute sind gefallen . . .“

Sie teilen in keiner Weise unsere geringschätzige Meinung von der Kampftauglichkeit der Roten Armee. Sie finden die Russen sehr gefährlich, sehr zähe. Sibirische Scharfschützen haben in den Wäldern Litauens, in den Baumkronen versteckt, gesessen und die heranstürmenden Deutschen niedergestreckt . . .

Auch die russischen Kraftwagen sollen gut sein und kräftig gebaut. Die aus Frankreich stammenden Citroëns der Wehrmacht hingegen sollen das Gelände hier nicht vertragen; sie müssen durch erbeutete russische Wagen ersetzt werden. Die Automatgewehre der Russen flößen jedem Soldatenherz Respekt und Bewunderung ein, und jeder möchte solch ein Ding besitzen.

Mit Verwunderung hören wir diese Lobpreisungen; unsere Unterschätzung der Russen scheint doch recht gründlich gewesen zu sein.

Immer wieder beteuern die deutschen Soldaten, wie wohl sie sich in Estland fühlten, „ganz wie zuhause . . .“

Das Flugblatt aber, das mir eines Tages in die Hand gerät, macht mich stutzig. Sich als „Juht“ bezeichnend, erklärt darin der deutsche „Führer“, daß er nun das Schicksal des estnischen Volkes in seine starke Hand genommen habe. Als sei er an die grauen Massen des Ostens gerichtet, so mutet einen der herablassende Ton dieses Textes an . . .

Russische Flugzeuge zeigen sich ab und zu über unserer Stadt. Dann und wann knattert es, die Luftabwehr ist rege, nachts sieht man es gleich farbigen Raketenbändern am Himmel leuchten . . .

Bei Audern, knappe 12 bis 15 Kilometer von uns, wird gekämpft; der wiedererstandene estnische Selbstschutz steht Schulter an Schulter mit den Deutschen. Oberst Koern fällt in diesen Kämpfen und wird in Pärnu beigesetzt. Auf dem Kirchhof vor dem Denkmal der Freiheitskämpfer von 1918—1920 ist der Selbstschutz und eine deutsche Ehrenkompanie aufmarschiert, und ein deutscher General hält eine Ansprache. „Gemeinsam vergossenes Blut verbindet“, sagt er. Dann redet Arthur. Die deutsche Militär-

kapelle spielt: „Ich hatt' einen Kameraden . . .“

Der Kirchhof wächst; er dehnt sich immer mehr nach Süden zu, in Richtung nach Waldhof hin, aus. Immer neue Reihen frischer Gräber kommen hinzu, Holzkreuze mit einem Datum: 8. 7. 41, 9. 7. 41 . . . Täglich einige neue Gräber. Die alten Gräber von der deutschen Okkupation des Jahres 1918 liegen dicht daneben.

Dann stockt die Front. Bei Märjamaa ist der erste Ansturm verebbt.

*

Eines nachmittags erscheinen zwei Jüdinnen mit ihren Kindern bei uns. Ihre Männer sind arretiert worden, die Frauen wollen ihnen Päckchen zugesenden, Seife, Zahnbürsten.

Ich weiß nichts davon.

„Warum sind Sie nicht nach Rußland geflohen, wie so viele andere?“ frage ich aufgereggt.

Frau Goldberg fängt zu jammern an. Sie waren nach Tallinn gefahren, haben nach Rußland gewollt, aber nur Frauen und Kindern habe man es gestattet, die Männer hätten allein zurückbleiben und mit dem Gewehr in der Hand kämpfen müssen. So sind sie dann zurückgekommen und hiergeblieben . . .

Eines vormittags ziehen wir mit den Knaben an den Strand. In der Badestraße vor dem Wessetschen Hause, das nun die Kommandantur beherbergt, begegnet uns Frau L., die Besitzerin des eleganten Modeateliers. Persönlich bekannt sind wir nicht, doch plötzlich grüßt sie mich, sehr auffällig, halb ironisch, halb resigniert lächelnd . . . Ein gelbes Gebilde schmückt ihr dunkles Kleid an der einen Schulter . . . Ich begreife nicht sofort, was das sei, dann aber weiß ich es, und ich schäme mich furchtbar . . .

Warum tut man derartiges? Ist das notwendig? Warum muß die deutsche Wehrmacht, nach der wir uns so sehr gesehnt haben, sich so sehr blamieren?

Am Strand in der Tannenallee hält Frau Goreiko, die Ex-Königin vom „Etincelle“ mich an. Sie hat etwas auf dem Herzen, und das muß sie mir vortragen. Bedenken sind es, Ermahnungen . . . Es sei gar nicht gut, daß Arthur den Posten des Bürgermeisters übernommen habe . . . Was wird sein, wenn die Russen wieder zurückkehren . . .?

„Ach was“, sage ich unbekümmert, „dann hilft uns sowieso nichts mehr!“

*

Zu Jaaks Geburtstag, am 29. Juli, backe ich einen richtig „kriegsmäßigen“ Rhabarberkuchen; dann trinken wir Kaffee: beide Knaben, beide Großmütter und ich.

Jaan schläft früh ein. Um 8 kriecht auch Jaak in sein Bett, das nun wieder im neuen blauen Kinderzimmer steht. Dann aber kracht es plötzlich, und es dröhnt, als ob der Erdboden bersten würde . . . Es rieselt einem durch Mark und Bein . . . Abwürfe russischer Flugzeuge sind es, nicht nur die Luftabwehr . . .

Bald erscheint Arthur und berichtet, es seien ganz nahe von uns, am Bahnhof, Bomben gefallen, es habe Tote gegeben . . .

Um Mitternacht dröhnt es wieder, und wieder knallt und prasselt es. Jaak springt aus dem Bett und verkriecht sich in der mitten im Hause befindlichen Nische, wie wir es ihm geraten hatten. Dort schützen ihn die dicken Mauern wenigstens vor Splittern. Jaak aber schläft seelenruhig weiter, und nach wenigen Minuten ist alles vorüber.

„Gerade an meinem Geburtstag!“ brummt Jaak ärgerlich.

Wieder schlafen wir, und es ist bereits hell, als es zum dritten Male zu krachen beginnt. Ein ohrenbetäubender Lärm erfüllt die Luft, man hört Flugzeuge dröhnen, Knall folgt auf Knall, in allen Himmelsrichtungen kracht es.

Kerzengerade steht Jaan in seinem Gitterbettchen. „Hilfe, Hilfe!“ ruft er entsetzt. Ich reiße ihn an mich. Er liegt neben mir im Bett; ich zittere am

ganzen Leibe . . . Jetzt, jetzt muß die Bombe fallen, die uns trifft . . .

Am Abend dieses Tages schafft Arthur mich mit beiden Knaben nach Kalita, das unweit von Kilingi-Nömmme liegt, wo kürzlich der Krieg durchgezogen ist. Ich bin ganz matt und habe immer noch das Gefühl, eine Bombe werde mich treffen . . .

Tante Tiina tritt uns in Kalita auf der flachen Haustreppe entgegen. Sie sagt, wir dürfen dableiben, so lange wir nur wollten. So friedlich und still ist es hier! Wir werden im großen Schlafzimmer untergebracht. Ganz wie im Jahre 1915 ist es, als Pärnu von der Reede aus beschossen wurde und wir Kinder, in Njanja's Begleitung, nach Kalita gebracht wurden. Damals waren Olof und Otto genau so alt, wie meine beiden Söhne heute, und Njanjas Stelle nimmt nun das alte Fräulein Lina ein, Mamas langjähriges Faktotum, die uns betreut.

Helmi leistet mir oft Gesellschaft. Sie erzählt von den bewegten Tagen, die hinter ihnen liegen, als die „Waldbroder“ und der Selbstschutz, bevor die Deutschen in Sicht gewesen, regelrechte Schlachten mit dem aus Pärnu ausgerückten Vernichtungsbataillon ausgefochten haben. Mein ehemaliger Schüler Viktor K., als Beamter des „Hausverwaltungsamtes“ mit einer roten Armbinde und einer Flinte ausgestattet, ist bei einem dieser Zusammenstöße gefallen. Dann aber, als die Gefahr vorüber war, hat man die gefangenen Kommunisten vor ein Standgericht gestellt und die hartnäckigsten unter ihnen, die ihre Schuld nicht eingesehen, hingerichtet . . . Im großen Moor sollen die Leichen liegen, und in den Nächten sollen dort rote Fahnen aufgespießt werden, immer wieder neue . . . *

Außer uns finden sich auch noch andere Flüchtlinge in Kalita ein: Verwandte aus Pärnu, zwei Vettern aus Langsaar, das ein Sowchos geworden ist; und eines Tages taucht ein Herr aus Tartu auf, der auf die Befreiung seiner Stadt wartet, um die noch gekämpft wird. Der gelehrte Herr — er ist an einem der vielen Universitätslaboratorien angestellt — bringt uns alle aus der Fassung, als er mitten in unsere Kriegsgespräche hinein mit pomadiger Stimme verkündet:

„Meinetwegen hätte dieses rote System ruhig weiterbestehen können!“

Einen ganzen Monat leben wir in Kalita. Oft, gegen Abend, kommt Arthur im Citroën an. Er erholt sich kurze Zeit bei uns und eilt dann wieder zurück nach Pärnu. Alle Luftangriffe über der Stadt hat er miterlebt. Zusammen mit Mama hat er im „Capitol“ gesessen, als mitten in die „Operette“ von Willy Forst hinein eine Brandbombe das von Wehrmachtsangehörigen überfüllte Kino getroffen hat. In größter Ordnung und ohne Panik haben die Zuschauer das brennende Gebäude verlassen, und Mama hat ganz erstaunt gefragt, ob das Krachen auch zum Film gehöre . . . Unser liebes, modernes „Capitol“ aber ist zu einem Schutthaufen geworden . . .

Ende August wird es herbstlich. Es regnet oft, und die Knaben können nicht mehr wie bisher tagelang im Freien sein; das Stubenhocken aber ist langweilig. Schweren Herzens beschließe ich, wieder heimzufahren. Vielleicht wird es keine Fliegerangriffe mehr geben, tröste ich mich. Die deutsche Wehrmacht kämpft um Tallinn, und die Russen werden wohl anderes zu tun haben, als an Pärnu zu denken.

Endlose Lastwagenkolonnen, beladen mit Geschützen, Munition und Soldaten, sausen auf der Landstraße zwischen Kilingi-Nömmme und Pärnu dahin. Die Kriegsmaschine arbeitet unermüdlich Tag und Nacht, ohne Rast und ohne Ruh. Es geht jedoch nicht so leicht vorwärts, wie wir alle es gehofft hatten. Hitlers Armee scheint müde geworden, das Riesenunternehmen gegen Rußland doch sehr anstrengend zu sein.

Doch es gibt keine Fliegerangriffe auf Pärnu mehr. Am Sonnabend hat es zum letzten Mal Fliegeralarm gegeben, und am Sonntag, dem 24. August, sind wir wieder in Pärnu, und alles ist und bleibt ruhig.

Nun kehren auch die vielen Menschen wieder zurück, die vor den Bomben zu Bekannten und Verwandten aufs Land geflohen waren. Auch die Scharen, die Nacht für Nacht in die Umgebung der Stadt auswanderten, bleiben wieder ruhig zuhause.

Tallinn ist gefallen, um Hapsal wird gekämpft, doch die Inseln sind noch von Russen besetzt, als wir am 31. August, einem Sonntag, in Begleitung zweier mit Automatpistolen bewaffneter Mitglieder des Selbstschutzes ausfahren. Die Landstraße nach Tallinn trägt frische Spuren des Kampfes. Mit Stahlhelmen geschmückte Gräber stehen am Wege, verkohlte Gerippe von Kraftwagen liegen am Grabenrande . . . Umgeworfene Panzersperren liegen vor Tallinn verstreut auf den Feldern. Wir passieren Nachschubkolonnen, lange, endlose Züge, Wagen an Wagen, Munition, Geschütze, Soldaten. Man grüßt uns kameradschaftlich.

In Tallinn herrscht Feststimmung. Die Stadt hat nur wenig gelitten, die Menschen kommen aus ihren Verstecken ans Tageslicht, freuen sich über die Rettung.

Wir suchen Onkel Hans auf, der zurückgezogen in einer im Garten liegenden Villa in Nömmme wohnt. Onkel Hans kommt zu mir ans Auto, schwer auf einen Stock gestützt; er sieht gealtert aus.

„Wo sind eure Söhne?“ will ich wissen.

„Sie sind mobilisiert und nach Rußland gebracht worden“, sagt Tante Ella leise.

„Wie furchtbar!“ entfährt es mir, „Konnten sie sich denn nicht verstecken, wie so viele andere, die wochenlang in Kellern und auf Hausböden gesessen haben?“

„Sie wollten es nicht riskieren“, sagt Tante Ella still und ergeben.

*

Samland taucht wieder auf. Er sieht erschöpft aus, hat den letzten Rest von Humor verloren. Er hat in den Wäldern von Vändra gekämpft, dann bei Türi, zuletzt bei Hapsal.

„Nun werden wir nach Oesel geschickt“, sagt er verzweifelt, „Nun werde ich ertrinken, denn schwimmen kann ich nicht . . .“

Von seiner Kompanie sind nur noch 70 Mann übrig, sagt er und scheint völlig mutlos zu sein.

Jeden Abend hört man es im Westen dröhnen. Die Septembernächte sind dunkel und warm. Flugzeuge steigen in Pärnu auf und ziehen westwärts. Was geht dort vor . . .?

Nie mehr habe ich von Samland und seinen Panzerjägern gehört . . .

*

Eines Abends speist der Kommandant bei uns. Er ist von imposanter Gestalt, hat eine stramme Haltung und ein markantes Profil. Arthur hat täglich mit ihm zu tun. Alles läuft reibungslos ab. Der Bürgermeister hat nicht bloß in den Angelegenheiten der Stadt freie Hand; er ruft auch Gerichte und lokale Staatsbehörden wieder ins Leben, übt die Oberleitung über diese aus, erläßt Verordnungen von Gesetzeskraft, die auch für den Kreis Pärnu gelten; er ordnet das Steuerwesen und das Wirtschaftsleben.

Wir werden bald darauf ins Strandhotel eingeladen, das nun den deutschen Offizieren als Absteigequartier dient, und wo drei junge Künstlerinnen aus Deutschland, auf der Reise zu den Frontsoldaten begriffen, sich produzieren, mit einer Bratsche, einer Harfe und einer Gesangsstimme bewaffnet.

Wehrmachtsangehörige füllen den Saal, viele sind in Begleitung estnischer Damen erschienen. Später wird auch getanzt. Man könnte beinahe vergessen, daß nicht weit von uns der Kampf weiter tobt und täglich junge Menschen sterben müssen . . .

Seit Arthur Bürgermeister geworden ist, muß ich oft seltsame Besucher empfangen, die recht schwerwiegende Anliegen auf dem Herzen haben.

Eines Tages steht ein kleiner bärtiger Mann vor mir, der wie ein steinernes Heinzelmannchen aus den altmodischen Gärten der Villen am Strand aus sieht. Er ist sehr traurig. Tränen stehen ihm in den Augen. Er beruft sich auf Papa, der ihn gut gekannt habe, und fleht mich um Hilfe an. Es ist der Vater des vor einem Jahre noch allmächtigen Innenministers Unt, der als scheinbar unumschränkter Diktator alle Welt ein- und absetzen konnte. Es hat aber nicht allzu lange gedauert, bis Unt auch selbst abgesetzt wurde, und seit dem Frühjahr ist er spurlos verschwunden.

Der alte Mann, der nun vor mir steht, Gefängniswärter von Beruf, hat einem Gefangenfürsorgekomitee angehört, und ich entsinne mich, daß Papa, der Mitglied dieses Komitees gewesen ist, mir von ihm erzählt hat. Aus Angst, seiner Pension verlustig zu gehen, hatte der ehemalige Gefängniswärter während des Sowjetregimes eine schriftliche Erklärung abgegeben, daß er während der Zeit der bürgerlichen Regierung eine Geheimdruckerei bei sich gehabt und seinem Sohn geholfen habe, umstürzlerische Flugblätter anzufertigen. Nun droht ihm diese Erklärung verhängnisvoll zu werden, und wieder befürchtet er, seiner Pension verlustig zu gehen . . .

Ich beruhige den alten Mann, der mir leid tut, nach bestem Vermögen. Arthur werde sich seiner Sache annehmen, versichere ich ihm, und Arthur kann ihm auch wirklich helfen.

Eines nachmittags erscheint Maali, meine Spielgefährtin aus Kindertagen in Langsaar bei uns, und will mich sprechen. Ich habe lange nichts mehr von ihr gehört. Haltlos zusammengesunken sitzt sie nun vor mir und weint bitterlich. Einen großen Papierbogen, der dicht beschrieben ist, hält sie in der Hand; ich solle ihn lesen, sagt sie.

Nun erfahre ich, daß Maali seit dem vergangenen Sommer eine rapid aufsteigende Karriere gemacht hat. Sie ist Kommissarin des enteigneten Geschäfts eines jüdischen Kaufmanns in Tallinn gewesen, hat dann die gleiche Stellung in der Textilfabrik K. bekleidet und ist ganz zum Schluß Direktorin eines wichtigen Trusts in Tallinn gewesen.

„Wie bist du zu diesem Posten gekommen?“ frage ich entsetzt.

„Unt hat mich eingesetzt!“

„Warum bist du nicht nach Rußland geflohen, wohin du nun gehörst?“ frage ich vorwurfsvoll.

„Ich bin doch Estin, ich wollte nicht nach Rußland . . .“ jammert sie.

„Aber Estland den Russen in die Hände spielen, das wolltest du!“ denke ich erbittert.

Wie oft haben wir zusammen auf der breiten Holztreppe des Wohnhauses in Langsaar gesessen. Das Enkelkind des alten Wirts, ein krankes Stadtkind, und die Tochter der Landarbeiterin, einer entfernten Verwandten, kraftstrotzend wie ein junger Bursche. Maali hat sich stets herausgeholt aus ihrem dürftigen Leben, hat lernen, ein richtiger Mensch werden wollen. Mit zäher Ausdauer und Energie hat sie sich eine erträgliche Existenz geschaffen. Und nun dieser Aufstieg, dieser Fall . . .

„Bist du Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen?“ will ich wissen.

„Nur Kandidatin“, flüstert sie.

Sie ist zu Fuß aus Tallinn geflohen, als die Deutschen die Stadt besetzt hatten. Bei ihrer Mutter auf dem Lande hat sie sich verborgen gehalten, bis der örtliche Polizeikonstabel ihr geraten, sich freiwillig den deutschen Behörden zu stellen. Es sei nicht mehr gefährlich, habe der wohlgesinnte Herr ihr gesagt. Ich gebe ihr den gleichen Rat, und sie geht, schweren Herzens . . .

Erst nach längerer Zeit erfahre ich, daß Maali acht Monate „gesessen“ hat und nun wieder frei ist.

Bei uns aber gibt es neue Sorgen. Schwiegermama ist krank, und es läßt sich nicht verheimlichen, daß sie Krebs hat.

Zu allem gesellen sich auch noch ganz seltsame, bisher unbekannte Schwierigkeiten: es gibt nicht mehr genügend Nahrungsmittel für die Städter! Nahe-

zu alles ist rationiert worden, man erhält aber fast nie das, was man laut Karte erhalten müßte. Die meisten Menschen müssen sich „schwarz“ aushelfen.

Die Mahlzeiten muß ich nun selsbt bereiten, was auf dem elektrischen Herd im Speisezimmer vor sich geht, denn allzuviel Material zum Kochen und Braten gibt es nicht mehr. Ich muß mich oft in meinen Selbstfahrer setzen und, von Jaak und Jaan gefolgt, auf Verproviantierungstouren gehen. Wir freuen uns riesig, wenn es uns dabei ganz unerwarteterweise gelingt, ein Extrastück Leberwurst oder dergleichen zu erwischen.

Einmal während solcher Entdeckungsfahrt begegnet mir Erika, eine der deutschen „Verrückten“, die nicht umgesiedelt sind. Sie fragt mich, wo eigentlich die Juden geblieben seien. Dabei sieht sie mich forschend an.

„Das weiß ich nicht,“ sage ich aufrichtig, denn ich habe, von meinen täglichen Sorgen in Anspruch genommen, tatsächlich nicht daran gedacht. Ich habe nicht einmal gehört, daß die Juden verschwunden sind, doch ich habe auch keine mehr gesehen, und auch Mischka, der stets vor unserem Zaune lungerte, ist nicht mehr da.

„Vielleicht sind sie ins Ghetto nach Riga geschickt worden?“ äußere ich eine Vermutung, denn ich habe mal in der Zeitung gelesen, daß es neuerdings in Riga solch eine Einrichtung geben soll.

Erika sieht mich ungläubig an, dann macht sie Andeutungen, aus denen ich entnehmen muß, daß ich sehr schlecht informiert sei.

Nun erkundige ich mich eifrig, und jemand kann mich schließlich aufklären. Was ich erfahre, läßt mich erschauern. . . .

Es kommen wieder Briefe aus Deutschland an. Als erste schreibt Irene, die nun in Litzmannstadt wohnt: auch sie erkundigt sich nach den Pärnuer Juden. Was soll ich ihr antworten? Briefe werden ja zensiert . . . Schließlich schreibe ich ihr, daß die Personen, nach denen sie mich gefragt habe, bei Moses und Abraham weilten. Wie soll ich ihr sagen, daß die Wälder in Reiu neue namenlose Gräber bergen?

*

Arthur erhält einen Brief von seinem ehemaligen Kollegen Baron S., der Arthur zum Bürgermeisterposten gratuliert. S. habe damit gerechnet, selbst diesen Posten zu bekleiden, wenn die Russen vertrieben wären, denn man sei überzeugt gewesen, daß von der estnischen Intelligenz keine einzige Seele am Leben geblieben sei. Deshalb wohl hat S. beim Abschied im Februar Arthur seine Mauserpistole geschenkt!

Der Kommandant hat inzwischen seine Machtbefugnisse, was den zivilen Sektor anbetrifft, einem neuen Gebietskommissar übertragen. Dieser oberste Machthaber in Pärnu ist ein korpulenter Vierziger, der ein sehr freundliches Lächeln zur Schau trägt. Eines Abends sitzt er bei uns im Kabinett, trinkt Tee und ist sehr redselig und zugänglich. Er ist Flensburger und spricht das „s“, ebenso wie der Kommandant, hart aus. „Halten Sie sich immer an mich!“ sagt er freundlich zu Arthur, und seine verblümten Andeutungen geben uns zu verstehen, daß es uns dann gut gehen würde. Wir könnten eine schöne neue Villa haben, und Arthur könne sich ein Reitpferd halten. . . .

Ich aber finde unser altertümliches Haus, das seit 1928 uns gehört, höchst romantisch. Vor mehr als 100! Jahren (1822 haben wir als ältestes Zeichen seiner Existenz feststellen können) hat es dem damaligen „Stadtkommandanten von Pernau“, Baron Budberg, gehört und ihm als Sommerhaus gedient. Die geräumigen Wagenremisen, die dazugehören, sind längst schon zu Garagen umgebaut worden, im ehemaligen Pferdestall verwahren nun unsere Mietter ihr Brennholz, und vor einigen Jahren haben wir im großen Wohnhaus Wasserleitung und ein Badezimmer anlegen lassen.

Unsere Beziehungen zum Kommandanten bestehen jedoch weiter, auch nachdem der neue Machthaber die Angelegenheiten der Zivilverwaltung übernommen hat. Der inzwischen zum Major avancierte Kommandant schickt mir regelmäßig die „DAZ“, die ich gerne lese. Die immer zahlreicher erscheinenden

Todesanzeigen darin stimmen einen melancholisch. „Der letzte seines Geschlechts“, „unser dritter Sohn, der seinen Brüdern in den Heldentod gefolgt ist“, . . . Ja, wird es in Deutschland überhaupt noch Offiziere geben, bei solchen Verlusten? In der Ukraine liegen sie begraben, bei Smolensk, im Wüstensande Afrikas und neuerdings auch unter den Schneemassen bei Tichwin und vor Moskau.

Zu Weihnachten speist der Kommandant bei uns zum Mittag. Nachher sitzen wir mit einigen Freunden im Kabinett und besprechen die Weltlage. Brauchitsch ist abgesetzt worden. Es erinnert uns an 1916, als Nikolaus II. seinen Oheim, den alten Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, absetzte und selbst das Oberkommando übernahm. Es scheint etwas nicht recht zu klappen.

Es wird Winterkleidung gesammelt, und man gibt viel und gern. Alles, was man missen kann, gibt man her: Pelze, Mützen, Wollsachen, Wäsche . . . Die Soldaten erfrieren buchstäblich da draußen in der russischen Eisnacht. Ich muß oft an die verummelten Gestalten denken, die auf einem Milchkrug unserer russischen Njanja in fernen Kindertagen abgebildet waren: in Tücher und Frauenkleider gehüllte Scharen, den „Rückzug der französischen Armee“ darstellend . . .

Der Winter ist bitterkalt; unser Walnußbaum an der Gartenpforte ist erfroren.

„Der liebe Gott ist gegen uns . . .“ sagt der Kommandant resigniert.

*

Arthur ist im neuen Jahr durch den Generalkommissar im Amt bestätigt worden. Ganz Estland ist nun längst schon von den Russen frei, doch von einer unabhängigen estnischen Selbstverwaltung und einer eigenen estnischen Regierung, auf die man die ganze Zeit über gehofft hatte, ist nichts zu hören. Die estnische Fahne wird meist zusammen mit der Hakenkreuzfahne gehißt.

„Ich bin hier der erste Mann!“ sagt der Gebietskommissar zu Arthur und läßt es ihn bald spüren. Die Machtbefugnisse, die Arthur ein halbes Jahr lang mit Zustimmung der Militärbehörden gehabt hat, gleiten ihm sacht aus den Händen.

Am 24. Februar, dem Jahrestag der Selbständigkeitserklärung Estlands, der überraschenderweise amtlich gefeiert werden darf, läßt Arthur die von den Kommunisten entfernte Gedenktafel am Balkon des „Endla“-Theaters, von wo aus Kuusner vor 24 Jahren den estnischen Freistaat ausgerufen hat, wieder anbringen. Kurze Zeit später verlangt der Gebietskommissar, daß die Tafel wieder entfernt werde, da der Generalkommissar dieses verlange. Arthur weigert sich, und es gelingt ihm, dem Gebietskommissar klarzumachen, daß man, ohne die Gefühle der Bevölkerung zu verletzen, die Tafel nicht wieder entfernen dürfe.

„Der Generalkommissar ist wütend gewesen,“ sagt der Gebietskommissar, nachdem er von einer Besprechung in Tallinn zurückgekehrt ist. Diesmal soll es jedoch noch verziehen werden.

Der Friede dauert nicht lange, und der zähe Kampf um des Kaisers Bart wird wieder aufgenommen. Immer enger wird der Wirkungskreis gezogen, der dem Bürgermeister verbleiben soll. Immer neue Stücke seines Befugnisreviers bröckeln ab . . . Zuletzt soll er wohl nur noch eine Dekorationsfigur darstellen, so wie in Tallinn neben dem Generalkommissar „landeseigene“ Direktoren uns allen eine bloß symbolische Selbstverwaltung vortäuschen sollen.

*

Eines Tages erzählt mir R., der neuerdings im Gebietskommissariat als Dolmetscher tätig ist, daß neue Straßenschilder vorbereitet seien und demnächst angebracht werden sollen. Alle unsere estnischen Tammsaare-, Poska-, Laidoneri-, Vilmsi- und Martna-Straßen sollen wieder wie einst Promenaden-, Esplanaden-, Wasser-, Nikolai- und Hospital-Straße heißen; auch einige ganz neue Namen: Bastion- und Hansa-Straße, tauchen auf.

Arthur, dem ich es erzähle, weiß nichts davon und will es nicht recht glauben. Eines morgens aber, als er im Citroën zum Stadtamt fährt, sieht er an mehreren Straßenecken nagelneue Schilder mit den neuen Namen prangen. Es scheint eine Stichprobe zu sein, um zu sehen, wie der Bürgermeister darauf reagieren werde.

Der Bürgermeister reagiert heftig; er macht dem Gebietskommissar Vorwürfe, dieser wäscht seine Hände in Unschuld und schiebt das Ganze auf den "Stralo"-Mann. Daraufhin läßt der Bürgermeister die neuen Straßenschilder entfernen und wieder durch die alten estnischen ersetzen. Er hat auch diesmal gesiegt, doch die Flitterwochenstimmung ist dahin, auf Nimmerwiedersehen zerronnen. Zwischen dem estnischen Bürgermeister und dem deutschen Gebietskommissar von Pärnu besteht nun ein gespanntes Verhältnis.

Vereinzelt sieht man wieder ehemalige Umsiedler, alte Pernauer Bürger, auftauchen. Einer der ersten ist H. S. Er wandert in den Straßen der Stadt umher, hält alte Bekannte an und unterhält sich mit ihnen, kritisiert dabei ganz unverblümmt die Deutschen. Ich traue ihm nicht ganz, denn H. S. soll ständig in nächster Nähe des Gebietskommissars anzutreffen sein und die Rolle einer "grauen Eminenz" übernommen haben.

"Der erste Mann in Pärnu" sieht sich nach einem "repräsentativen" Wohnsitz um und wählt schließlich die Villa des alten Palm am Wallgraben. Den Ansprüchen des neuen Machthabers von Pärnu genügt jedoch das moderne und bequeme Haus nicht ganz. Ein Zimmer mit Glaswänden, das als Wintergarten dienen soll, muß angebaut werden, wodurch die obere Mansardenwohnung zu einem kastenartigen Gebilde erweitert wird. Die Treppe, die zu den Schlafzimmern heraufführt, muß ihre gerade Linie in eine künstlerisch geschweifte umwandeln, der "herrschaftliche" Eingang muß vom "Kücheneingang" daneben durch eine Mauer getrennt werden, auch sollen Ställe für künftige Reitpferde gebaut werden. Es sieht aus, als gedachten die Herrschaften, sich für ewige Zeiten in Pärnu niederzulassen.

Ist der hohe Herr irgendwo eingeladen, werden stets fürstliche Tafeln gedeckt. Es macht den Eindruck, als ob in Estland keinerlei Rationierung herrsche. Direkte Beziehung zum "Lande" hat hier ja fast ein jeder, und einen "schwarzen Markt" soll es auch bereits geben. Wir selbst haben es bisher vorgezogen, mit gutem Beispiel voranzugehen und den "schwarzen Markt" zu boykottieren; unsere Beziehungen zum "Lande" sind indessen abgebrochen. Daher habe ich herzlich wenig vorzusetzen, als wir an der Reihe sind, den Gewaltigen bei uns zu empfangen. Das von den Deutschen eingeführte Mangelsystem sollte ja nicht nur für gewöhnliche Sterbliche, sondern für alle, und nicht zuletzt für den Gewaltigen selbst gelten, denke ich. Schwiegerpappa opfert mir die letzte Ente seines Federviehbestandes, ich fabriziere eine anspruchslose Torte und Arthur schafft uns eine mit einer Jahreszahl versehene Flasche Chateau Mouton Rothschild herbei.

Auch Arthur leidet, wie sich herausstellt, oft unter Hungergefühlen. Er fragt nach Milch und Brot, aber es gibt nur noch sehr selten Milch bei uns, und auch Brot ist knapp geworden. Nun hilft uns nichts mehr, und auch wir müssen zu Kreuze kriechen und den "schwarzen Markt" kennenlernen.

*

Eines vormittags fragt ein magerer, blasser Herr nach mir. „Kristall!“ stellt er sich mir vor. Der Name sagt mir nichts, doch nachdem mir Herr Kristall zögernd und befangen mitgeteilt, daß er sich unsere Schreibmaschine ansehen müsse, ist mir klar, daß ich einen Funktionär der Sicherheitspolizei vor mir habe.

Der schmächtige Herr klappert nun geschäftig auf den Tasten unserer Schreibmaschine umher, von allen ihren Buchstaben Proben nehmend.

Nach einigen Tagen ist er wieder da und entschuldigt sich, mich wieder belästigen zu müssen. „Einige Buchstaben sind nicht genügend scharf ausgefallen,“ erklärt er mir verlegen. Ich lächle nur amüsiert. Verdächtigt man etwa

den Bürgermeister, die deutschfeindlichen Flugblätter angefertigt zu haben, von denen kürzlich gemunkelt wurde, und dazu noch auf seiner eigenen Schreibmaschine?

*

Der Gewaltige scheint sich nun endgültig gegen Arthur entschieden zu haben. Es herrscht offene Feindschaft zwischen beiden, und Arthur spricht bereits davon, sein Amt niederzulegen.

„Es wäre wohl das Richtige“, denke ich bei mir, „denn gegen die Dummheit kämpfen selbst Götter vergebens.“ Die deutschen Machthaber schneiden sich ins eigene Fleisch, wenn sie nur Marionetten neben sich dulden, die sich am Schnürchen ziehen lassen.

Bevor jedoch Arthur sein Amt niederlegt, muß der Gebietskommissar selbst Pärnu verlassen. Er wird nach Dünaburg „versetzt“, was eine Degradierung zu sein scheint. Die umgebaute, vergrößerte und mit Ställen für Reitpferde ausgestattete Villa am Wallgraben kann der entthronte Herr nun nicht mehr beziehen. Dort zieht nun sein Nachfolger Bombe ein.

*

Im Sommer fahren wir bisweilen aus. Wir sind einmal in Langsaar gewesen, das nun von Vetter Hans bewirtschaftet wird. Russische Kriegsgefangene, die Sklaven der modernen Zeit, arbeiten nun dort auf den Feldern.

Ich liebe so sehr diese Fahrten durch die dichten Wälder von Töitoja, und ich freue mich über jedes liebe bekannte Gesicht, das ich wiedersehe! Der 14. Juni hat große Lücken hinterlassen . . . Die alte Generation, die ich hier einst in glücklichen Tagen beisammen gesehen habe, ist restlos verschwunden. Blutjunge Leute, die damals in der Schreckensnacht des Schulbesuchs wegen in der Stadt geweilt, haben nun die elterlichen Höfe übernommen, etliche werden auch von jungen Mädchen bewirtschaftet. Die jungen Männer verschwinden seit einiger Zeit immer mehr. Viele sind bei den deutschen Truppen an der Front, andere wiederum heimlich nach Finnland geflohen, wo sie ebenfalls gegen die Russen kämpfen.

Es ist schön in Langsaar, diesem Stückchen Erde, zwischen großen Wäldern und Moränen verborgen, das mein Großvater erworben und urbar gemacht hat. Als jüngerer Sohn einer zwanzigköpfigen Kinderschar hat er einst den väterlichen Hof in Pati (Pattenhof) verlassen, sich eine eigene Existenz schaffen müssen, und so ist es ihm dank eifriger Flachsbaues gelungen, aus den hohen Flachspreisen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Nutzen zu ziehen. Als ich Kind war, hat Langsaar für mich stets den Ort bedeutet, wo sich „Fuchs und Has‘ gute Nacht sagen“ und „die Welt mit Brettern vernagelt ist.“ Undenklich lang kam mir damals die Fahrt in der weichgepolsterten alten Kalesche vor, die uns von dem damaligen Quellenstein (Voltveti) bis zu dem an der lettischen Grenze liegenden Walde brachte, von wo aus man die Langsaarsche Windmühle auftauchen sah. Fuchs und Has‘ sind uns gar manches Mal über den Weg gelaufen, und ab und zu konnte man auch ein am fernen Waldrand lauschendes Reh erspähen. In den großen Wäldern und Moränen wimmelte es aber auch von Schlangen, und es galt stets, vor ihnen sich in Acht zu nehmen.

In Langsaar sehe ich in diesem Sommer Eino, der verwundet gewesen ist und sich nun erholen soll. Vom tragischen Schicksal der Eltern beeindruckt, hat er sich ohne Bedenken den deutschen Truppen angeschlossen. Er hat den eisigen Winter am Wolchow verbracht und ist mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Er ist achtzehn Jahre alt, doch hat er den ernsten Blick eines alten Mannes. Er werde kämpfen, so lange es nötig ist, sagt er, aber die unerschöpflichen russischen Menschenreserven stimmen ihn nachdenklich. Dabei sollen die gefangenen Russen halb verhungert sein, mit Lumpen an den Füßen und rohen Kartoffeln in den Taschen.

„Die Russen werden niemals aufhören, eine Gefahr für uns zu sein“, sagte Eino.

Ende September 1942 ist es dann soweit, daß Arthur wieder frei ist. Er wird feierlich „entlassen“ und ein Richterposten ihm, dem „hervorragenden Juristen, der nun nicht länger mehr dem Gerichtswesen entzogen werden solle“. zugewiesen.

Nach der „Absetzungszeremonie“ im Stadtamt — so nenne ich es im Stil — und dem anschließenden Bankett im „Endla“ kommt Arthur zuhause an, begleitet vom neuen Gebietskommissar Bombe, dem neuen Bürgermeister und dem aus Tallinn herübergekommenen estnischen Ersten Landesdirektor, einer imposanten Erscheinung, der sich leider mit der Rolle einer Strohpuppe zufrieden geben muß. Ich schenke der illustren Gesellschaft heißen Kaffee in die zierlichen Moccatäschchen ein.

„Das alles ist nur ein Narrenspiel“, muß ich dabei immerfort denken. Die beim Einzug der deutschen Wehrmacht hektisch aufgeflammt Sympathie unseres Volkes ist durch die zivile Obrigkeit in kurzer Zeit zertrampelt worden — verschmäht und verspottet liegt sie bereits in den letzten Zügen . . .

Unser Freund, der Kommandant, ist näher an die Front versetzt worden, ins besetzte russische Gebiet. Er besucht uns jedoch ab und zu in Pärnu und erzählt uns von seinen Eindrücken aus Luga und von den vielen Kindern, von denen es dort wimmelt. „Arme Esten,“ heißt es, „darin werdet ihr es nicht mit den Russen aufnehmen können . . .“

Der Sommer ist für die Deutschen erfolgreich gewesen. Die Riesengeschütze, die bisher Leningrad beschossen haben, sind in die Krim geschafft worden, und Sewastopol ist gefallen . . . Die Hakenkreuzfahne weht bereits über dem Kaukasus . . .

Eines Tages ist der Kommandant wieder einmal bei uns zu Gast und erzählt mir, daß der neue Bürgermeister ihm begegnet sei. „Und er hat mich sehr höflich begrüßt,“ setzt der Major ganz ernst hinzu, doch ich verstehe, was er sagen will. Der neue Bürgermeister grüßt alle Welt sehr höflich und er wird auch sehr höflich alle Wünsche des neuen Gebietskommissars erfüllen.

Arthur, der den für ihn vorgesehenen Posten am Bezirksgericht in Viljandi antreten soll, macht sich auf den Weg, um eine passende Wohnung für uns zu suchen. In mir aber sträubt sich alles gegen eine Umsiedlung in die fremde Stadt! Wir haben hier unsere bequeme Wohnung, den geordneten Haussstand; außerdem ist ein Problem, wie Arthur als Richter die notwendigen zusätzlichen Lebensmittel wird beschaffen können, ohne die wir nicht existieren können. Mein sehnlichster Wunsch ist es, Arthur möge wieder seine Praxis als Rechtsanwalt aufnehmen.

Arthur sieht bald ein, daß meine Bedenken nicht unbegründet sind, und er reicht ein Gesuch in Tallinn ein, ihn wieder als vereidigten Rechtsanwalt in die Advokatur aufzunehmen. Es dauert auffallend lange, bis er eine Antwort erhält. Sie fällt negativ aus . . .

Aber Arthur kämpft diesmal zäh um sein Recht. Es dauert mehrere Monate, bis er den Kampf erfolgreich beendet hat.

Die lange Zeit jedoch, die verstreicht, bis es soweit ist, wirkt auf uns alle höchst deprimierend. Klienten, die sich bereits einfinden, muß Arthur „schwarz“ empfangen, unser großer Haushalt braucht Geld, Nahrungsmittel, Kleider. Schwiegermama liegt im Sterben, Schwiegerpapa, Mama und Olof in Berlin müssen versorgt werden . . .

Unzählige Male ist Arthur in Tallinn gewesen, hat mit unzähligen Menschen gesprochen. Die Leitung der Advokatur hat nichts gegen seine Person einzuwenden, der SD ebenfalls nicht, der Landesdirektor hält sich in orakelhafte Sprüche, und nie ist ein offenes Wort von Mann zu Mann aus ihm herauszuholen. Schließlich gelingt es Arthur's ehemaligem Kollegen Baron S., der in Tallinn wohnt, so viel herauszubringen, daß der Generalkommissar persönlich, dank der Information des ex-Gewaltigen vermutlich, beschlossen habe, daß Arthur, der ein höchst gefährlicher Patriot sei, aus Pärnu entfernt werden müsse. „Der Mann muß fort!“ habe Lietzmann gesagt. Als Richter kann man

ihn bequem umherschieben, zunächst in eine Nachbarstadt, später immer weiter, bis hinter den Peipussee hinaus . . .

Erst im Januar 1943 wird Arthur eines Tages zum Gebietskommissar Bombe gerufen, wo Lietzmann, auf einer Reise nach Riga begriffen, ihm mitteilt, daß er nun in seiner Heimatstadt als Rechtsanwalt praktisieren dürfe. Bald darauf erhält Arthur auch das Recht, im „deutschen Gericht“ zu plädieren.

*

Seit der Jahreswende 1942/43 höre ich wieder regelmäßig den englischen Rundfunk. Ich erfahre durch ihn von den Dingen, die sich in der kirgisischen Steppe abspielen und von denen amtlich nichts oder nur wenig verlautet. Der englische Sender spricht immer wieder von der umzingelten VI. Armee, von General Paulus und von Stalingrad . . .

Dann kommt Hitlers Rede im Berliner Sportpalast, der totale Krieg wird angekündigt, das Nibelungenmotiv taucht auf . . . Ist es bereits so weit? „Wenn die Burgunden untergehn, soll die ganze Welt in Flammen stehn . . .“

Wir leben sehr zurückgezogen. Seit dem Herbst 1942 besucht Jaak die Schule. Es ist eine richtige Kriegsschule, in der mehrere Klassen sich im Laufe des Tages ablösen müssen und der Unterricht täglich nur wenige Stunden dauert. Die großen, modernen Schulhäuser sind zu Krankenhäusern, die großen Hotels am Strand und viele Villen Erholungsheime für Fronturlauber geworden.

Der neue Kommandant, Oberstleutnant F., wohnt in der großen Wohnung bei Mama. Auch wir lernen ihn kennen. Er hat ein dunkles, hagres Gesicht, schwarze Augen und ein Parteiaabzeichen am Uniformrock.

*

Anfang September 1943 stirbt Schwiegermama. Sie wird auf dem kleinen Kirchhof in Alt-Pärnu, wo die Gräber der aus Audern stammenden Angehörigen meines Schwiegervaters liegen, zur letzten Ruhe gebettet. Mit Arthur, Schwiegerpapa und Mama wandert Jaak zu Fuß den langen, langen Weg durch die Stadt, über die große Brücke, die „Bremerseite“ und die kleine Brücke über den Sauk-Fluß bis zum alten Kirchhof. Ihm gegenüber hat einst der Dom, die Kathedralkirche der Bischöfe von Oesel-Wiek, gestanden, steht nun das Häuschen meines Urgroßvaters. Neben mir im Citroën, den ein fremder Fahrer lenkt, sitzt der Pastor, der mich aus meinen Gedanken an das ewige Werden und Vergehen aufschreckt.

„Sie“, sagt er, und meint Schwiegermama, „wird noch feierlich und würdig bestattet; wir alle aber werden in einem gemeinsamen Loch verscharrt werden“.

Der Aufbruch

Im Januar 1944 beginnt die russische Offensive an der Front bei Leningrad; Die Deutschen fliehen panikartig aus ihren Bunkern, in denen sie jahrelang gesessen haben. Es sieht nach einer förmlichen Katastrophe aus . . . Und dann wird die estnische Mobilmachung anberaumt. Auch Arthur ist Soldat und trägt eine graue SS-Uniform.

Arthur gehört dem Wehrbezirksstab Pärnu an. Er darf zuhause schlafen und seine wichtigsten Gerichtsangelegenheiten zu Ende führen. Mama aber hat sich an die schwedische Gesandtschaft in Berlin gewandt, sich auf ihren bereits im Jahre 1941 über Moskau abgelieferten Paß berufen. Bald erhält sie einen schwedischen Reisepaß und den Bescheid, sich der Umsiedlung nach Schweden wegen an eine bestimmte Persönlichkeit in Tallinn zu wenden.

Daisy, eine blonde, schlanke Schwedin, die vor einigen Jahren als Badegast Pärnu besucht und sich Hals über Kopf hier verliebt und verheiratet hatte, nun jedoch verwitwet ist, besucht uns oft. Sie will auch wieder nach Schweden

zurück, und wir schmieden nun gemeinsam unsere Reisepläne.

Eines abends im März sieht man fern am Horizont einen Schimmer, der an Wetterleuchten oder Nordlicht erinnert. Das könnte wieder einmal — wie bereits mehrfach in der letzten Zeit — ein Fliegerangriff gegen Tallinn sein, denkt man. Am Morgen darauf weiß man es: sie haben Tallinn sehr schlimm zugesetzt. In ständig sich wiederholenden Wellen haben russische Flieger mit zahlreichen Spreng- und Brandbomben die Stadt übersät.

Immer näher rückt wieder der Krieg an uns heran; diesmal kann einem nur noch die Flucht helfen.

An einem schönen, sonnigen Maivormittag wird unser Citroën auf Nimmerwiedersehen fortgebracht. Weder die Russen noch die Deutschen haben ihn bekommen; ein estnischer Major, Arthurs Vorgesetzter, hat ihn sich als Dienstwagen zuweisen lassen; bald wird uns wohl noch viel mehr genommen werden, als nur der Wagen . . .

Am 1. Juni 1944 feiern wir unseren 15-jährigen Hochzeitstag. Einige alte und einige neue Freunde sind erschienen und wir haben Fisch, Braten und Champagner auf dem Tisch, denn an Nahrungsmittelsorgen leiden wir nicht mehr, seit Arthur wieder Advokat geworden ist. Die Bauern, die selbst nichts von der Ostmark halten, schaffen unaufgefordert Fleisch, Milch, Butter und Eier als Honorar herbei, was mir sehr zusagt, denn ich muß alle Zahlungen an die Wäscherin, die Schneiderin, den Schuster in Naturalien leisten.

Der Luftsitzgraben im Garten, in der Russenzeit angelegt, ist wieder instandgesetzt und noch besonders abgesichert und ausgebaut worden. Nachts, wenn es ab und zu Fliegeralarm gibt, verkriechen sich die Hausbewohner darin, auch Jaak und Jaan werden dann geweckt und müssen sich in den Graben begeben. Doch es gibt keine Bomben mehr über Pärnu, und der Alarm wird meist rasch wieder abgeblasen.

In den ersten Tagen des Juli wird mir von Allik, dem Vertrauensmann des schwedischen Umsiedlungsbüros, mitgeteilt, daß der Herr, der die Umsiedlung leitet, aus Tallinn herübergekommen sei und Mama und mich sprechen wolle. Bald sitzt uns dann ein freundlicher blonder Herr gegenüber und sieht sich Mamas schwedischen Paß an.

„Gratuliere,“ sagt er dann, „Sie sind nun wieder Schwedin geworden.“

Wir sollen uns vom SD die Ausreisegenehmigung beschaffen; dann haben wir nur nach Hapsal zu fahren und uns einem der regelmäßig abgehenden Transporte der Estlandschweden, die meist von der Insel Vormsi stammen, anzuschließen.

„Was haben wir dafür zu zahlen?“ fragen wir.

„Nichts,“ sagt der blonde Herr, „das bezahlt alles der schwedische Staat.“

Die Genehmigung des SD erhalten wir im August. Wir warten nur noch auf die Mitteilung, daß wieder ein Transport nach Schweden fällig sei. Schwestern Herzens mache ich mich an das Packen der Sachen. Ich hoffe im Stillen immer noch, daß es nicht nötig sein werde, zu fliehen. Alle meine Sachen sehe ich durch, verschenke vieles, verbrenne einiges. In zwei zu Säcken zusammengeknüpfte Bettdecken stopfe ich das wenige, was ich mitnehmen will; Kisten und große Koffer werde man nicht mitnehmen können, heißt es.

*

Allik steht in reger telefonischer Verbindung mit dem schwedischen Büro in Tallinn und informiert uns täglich über den Stand der Dinge. Eines schönen Tages jedoch beschließt er, seinen Hausstand aufzulösen und nach Tallinn zu ziehen, um näher an der Quelle zu sein. Er werde uns mitteilen, wann wir nach Hapsal fahren müssen, um den alten Segler „Juhan“ zu besteigen, der die Estlandschweden hinüberschifft.

Nachdem Allik aus Pärnu fortgezogen ist, werde ich von zahlreichen Besuchern überrannt, die von mir Auskunft über die schwedische Umsiedlung erhalten wollen, von der ich jedoch eigentlich herzlich wenig zu berichten weiß.

Mit Grauen betrachte ich das vor einiger Zeit an der Rigaer Straße errich-

tete Barackenlager, wo die beim „elastischen Rückzug“ von den deutschen Truppen mitgenommenen zivilen Russen hinter einem Drahtgitter hausen. Wie ein Zigeunerlager sieht es aus, mit den vielen Russenweibern, die breite feuerrote Röcke tragen, die wie russische Fahnen leuchten.

Bald werden auch wir heimatlose Flüchtlinge sein! denke ich immer wieder.

Bei Mama in der Gartenstraßewohnt nun, nachdem der gestrenge F. näher an die Front hat rücken müssen, Oberarzt K., der ein Frontlazarett leitet, das neuerdings nach Pärnu verlegt worden ist. K. ist einst Gesandtschaftsarzt gewesen und weiß viele lustige Geschichten aus Wien, Berlin und Moskau zu berichten. Es stellt sich sogar heraus, daß er meinen Schwarm von einst, die schwarzköpfige Lia de Putti, gekannt hat, die in einer tollen Festnacht ihren öligen Scheitel an seiner Frackbrust ausgeruht habe.

K. sagte uns, daß es erst dann ganz kritisch sein werde, wenn sein Frontlazarett fortziehen müsse; bis dahin sei es noch nicht so eilig. In Schaulen, von wo K. kommt, sollen die Russen ein fürchterliches Artilleriefeuer entwickelt haben. „Sie sind uns bei weitem überlegen“, sagt er kleinlaut.

Mama aber will plötzlich nicht mehr nach Schweden ziehen und will auch mich nicht fahren lassen. Mit einem „Fischerboot“ zu fahren, hält sie für ausgeschlossen. Schweden müßte seinen Leuten wenigstens einen anständigen Dampfer nachschicken, und es scheint mir, daß ihr im Stillen die „Gripsholm“ oder doch etwas Ähnliches vorschwebt. Sie ist ganz aufgebracht, wenn sie mich beim Packen antrifft.

„Das kommt mir ganz verrückt vor“, sagt sie ärgerlich.

„Man könnte sicherlich auch unter den Russen weiterleben,“ meint Mama „wie man es früher schon getan hat, während der Zarenzeit.“

*

In diesen Tagen, da unsere bisherige Welt unaufhaltsam dem endgültigen Zusammenbruch zuzusteuern scheint, treffe ich oft alte Bekannte, wenn ich abends, von Jaak und Jaan flankiert, vom Strand, wo die Knaben täglich baden und im Wasser spielen, die Badestraße entlang heimwärts ziehe.

Frau Goreiko, die Ex-Königin von „Etincelle“, läuft mir über den Weg. Auf ihren grauen Locken sitzt ein schwungvoller Hut, ein schwarzes Dreieck unter dessen einer Spitze ihre antike Nase neugierig hervorschaut. Sie hat alle Hände voll zu tun, muß deutschen Soldaten, die im Westen Bräute zurückgelassen haben, als Briefstellerin Dienste erweisen. Wenn die Russen kommen, wird sie wohl den Sowjetoffizieren deutschen Unterricht erteilen, wie sie es bereits 1940/41 getan hat. Alle Fünkchen sind auseinander geflogen, in majestätischer Einsamkeit wird die enthronte Königin in den Straßen unserer Stadt umherwandern.

Zuhause finde ich Vetter Karl vor. Auch er hat als Reserveoffizier den SS-Rock anziehen müssen. Er ist angeheizt, seine Zunge schlägt Knoten. Er lacht übers ganze, einst so hübsche, nun aber faltig und alt gewordene Gesicht und lobt die deutsche Wehrmacht: „Zu trinken gibt es alle Tage . . .“

Johann ist mit seiner Familie angekommen, denn in Tartu fühlt man sich nicht mehr ganz geheuer, die Front nähert sich unaufhaltsam. Johann will nicht Emigrant werden, will das Schicksal der Heimat teilen.

„Die Russen werden dich nach Sibirien schicken,“ sage ich schaudernd.

„Dann ist es mein Schicksal,“ entgegnet er leise.

Flüchtlinge aus der Umgebung von Võru suchen verzweifelt nach Unterkünften. Auch die Wehrmacht braucht Quartiere, immer mehr Verwundete kommen an. Auch wir müssen einen Raum abtreten, und nun schläft in dem für Jaak aufgestellten weißen Bett mitten in unserer Wohnung im Kinderzimmer ein deutscher Unteroffizier, ein stiller, bescheidener, ernster kleiner Mann, der tagsüber nicht zu sehen ist. Mäuschenstill sitzt er abends neben seinem Bett und kramt in seinem Tornister. Jeden Morgen setzt ihm Liisi bei uns im Speisezimmer eine Tasse von unserem Zichorienkaffee vor und kratzt er sich aus den kleinen Dosen, die er aus seinem Tornister hervorholte, ganz

spärlich Margarine oder Marmelade auf die wenigen dünnen Brotscheiben, die sein Morgenmahl bilden.

Bald soll es nach Deutschland zurück gehen, erzählt uns unser Einwohner, er warte nur noch auf einen Befehl, um in Richtung Riga aufzubrechen. Doch dann, eines Tages, verabschiedet er sich von uns und sagt, daß er übers Meer fortgebracht werde, denn nach Süden zu sei die Passage nicht mehr frei . . .

Wir geben ihm einige unserer frischgebackenen Kuckel mit auf den Weg, und er verspricht uns zum Abschied, unser Zimmer nicht abzumelden, damit wir keine neue Einquartierung mehr bekämen.

Kurz nacheinander sterben Tante Ella und Onkel Hans in Tallinn. Die Propheteiung ist in Erfüllung gegangen! Ende August sei alles aus, hatte Onkel Hans behauptet, und am 26. August hat er seine Augen für immer geschlossen.

Ich muß die Todesbotschaft Tante Tiina nach Langsaar melden, das sie nun, seit alle vier Jungen mobilisiert sind, bewacht. Ich höre ihre liebe, bekannte Stimme im Telefon. Hoffentlich wird sie bald zu ihrem Schwiegersohn ins Mühlenhäuschen ziehen; wenn die Russen kommen, wird es in dem großen verlassenen Langsaar nicht ganz geheuer sein.

Nun aber meldet sich Allik aus Tallinn. Wir mit Daisy und den Kindern müssen an einem der nächsten Tage in Hapsal sein und mit dem nächsten Transport segeln! Alles ist bereit, aber das Herz tut mir auf einmal wahnsinnig weh — ich will nicht fort! Übermorgen, am Sonnabend, sollen wir fahren. Arthur hat ein Lastauto bestellt, das uns frühmorgens abholen wird.

Plötzlich taucht der junge brünette Müller aus Audern bei uns auf. Arthur habe ihm erzählt, daß wir mit dem nächsten Transport aus Hapsal absegeln würden und ihn gefragt, ob er auch dabei wäre, denn es ist lange kein Geheimnis mehr, daß auch Müller nach Schweden schiebt. Nun will Müller genau wissen, wer mir die Mitteilung zugestellt habe. Treuherzig berichte ich alles.

Am folgenden Tag ist Müller wieder da. Er habe es eben genau erfahren, daß diesmal nur die „Landbevölkerung“ nach Schweden gebracht werde. Es müsse ein Irrtum sein, als man mir versprochen, mich und Daisy mitzunehmen.

Entsetzt rufe ich das schwedische Büro in Tallinn an, und Herr G., mit dem ich bereits mehrmals verhandelt, bestätigt mir die durch Müller überbrachte Nachricht. Diesmal würden wir mit Daisy nicht fahren können . . .

Bald jedoch erfährt man, daß Müller aus Audern verschwunden sei. Seine Frau mit den beiden Kindern ist aus Hapsal abgesegelt. Wenn jemand, der für den Transport bestimmt ist, sich nicht einfindet, so springen andere ein. Das alles berichtet mir Frau W., die gut unterrichtet zu sein scheint, und sie lacht schadenfroh und hämisch. Man brauche keinen schwedischen Großvater, um mitkommen zu können: es genügt bereits, gute Beziehungen zu haben oder aber — viel Geld . . .

Arthur aber kommt eines Tages entrüstet und aufgeregter heim. Er weiß zu berichten, daß auch jemand aus dem Wehrbezirksstabe Frau und Tochter auf den alten Segler „Juhan“ verfrachtet habe, und daß es diesmal das allerletzte Mal gewesen sei, daß der „Juhan“ seine Reise gemacht. Arthur beschuldigt mich wegen meines unverzüglichlichen Säumens und ich muß stillschweigend seine Vorwürfe über mich ergehen lassen, denn im Grunde genommen hat er ja recht.

Nun überfällt mich mit einem Male eine panische Angst! Wenn wir nicht mehr davonkommen, was wird dann geschehen? Wenn die russischen Tanks wieder durch die Straßen unserer Stadt rollen, und man sich wieder wie eine Maus in der Falle wird vorkommen müssen?

Nun will ich weg! Sofort! Ich werde nach Deutschland fahren. Es ist mir sogar lieber, dorthin zu kommen, denn da werde ich mich wenigstens verständigen können; schwedisch aber kann ich trotz meiner eifrigsten Sprachstudien in den letzten Monaten erbärmlich wenig, und ich fürchte mich vor den zurückhaltenden, vornehmen Schweden, die keinen Krieg und kein Elend kennen.

Täglich gehen Schiffe nach Deutschland ab; die gesamte Bevölkerung Estlands wird aufgefordert mitzufahren. Nur die Männer müssen bleiben und kämpfen.

Arthur erkundigt sich im Gebietskommissariat, ob es mir in meinem hilflosen Zustand wohl möglich wäre, die Reise zu wagen, und K., ein ehemaliger Kamerad von Olof, nun als Adjutant beim Gebietskommissar tätig, will uns sogar am gleichen Tage mit Transportflugzeugen, die aus Finnland kommend, in Pärnu eine Zwischenlandung vornehmen, abschicken. Gleich morgen schon könne ich in Deutschland sein.

Wieder zögere ich. Ich möchte doch noch etwas Zeit haben. Man kann doch noch einige Tage warten . . .

Dann meldet sich Allik abermals. Er sitzt auch noch in Tallinn fest. Es heißt, daß in einigen Tagen ein Dampfer auslaufen werde. Mit diesem sollen wir nun mitfahren, da wir den letzten „Juhan“ verpaßt hätten.

Arthur läßt noch in letzter Minute zwei Holzkisten anfertigen, und wir verstauen darin den kostbaren Teppich, der im Kabinett an einer Wand geprangt hat, und die Rokokouhr mit den Leuchtern, die auf unserem Buffet gestanden haben. Diese wertvollen Sachen will ich in Schweden verkaufen, um nicht ganz als Bettlerin dazustehen. Die silberne Kaffeekanne aber und die hübschen Moccatassen verpacke ich ganz besonders sorgfältig in einer kleinen Holzkiste, die mit den Worten „Estrische Butter“ verziert ist. Diese wenigen Sachen sollen mir eine Erinnerung an unser bisheriges Leben sein.

Nur noch einige Tage, dann ist alles aus. Ich verschenke die letzten Sachen, die noch umherliegen. Meine Schränke und meine Schubladen sollen ganz leer sein, wenn ich nicht mehr da bin. Meinen schwarzen Plüschmantel schaffe ich zu der lahmen Schneiderin in der Karussellstraße. An der Ecke der Badestraße stoßen wir auf die elegante Frau Bürgermeister, die uns anredet und ihrer Verwunderung Ausdruck gibt, mich mit den Knaben noch in Pärnu vorzufinden. Ihrem Wissen nach sollten wir schon längst über alle Berge sein und bei den schwedischen Breitöpfen sitzen.

„Ach nein,“ sage ich, „wir haben es nicht so eilig.“

„Wie können Sie nur so ruhig sein?“ fragt sie mich erstaunt. „Wir zittern bereits, denn uns wird man wohl als erste hängen . . .“

Nach einigen Tagen erfährt man, daß der Bürgermeister seine Familie nach Deutschland eingeschifft habe. Wir aber warten noch immer auf das Signal zum Aufbruch.

In diesen Tagen, da der Boden unter den Füßen zu bebken scheint, begegnet man aber auch ab und zu Menschen, die ganz unberührt ihren täglichen Geschäften nachgehen und keinerlei Katastrophe zu befürchten scheinen. Man nennt sie die Menschen der sogenannten „dritten Möglichkeit“. Zu ihnen scheint auch Herr S. zu gehören, der eifrig damit beschäftigt ist, die Übergabe der Leinfabrik, die bisher von einer GmbH. („Greif mit beiden Händen“) geleitet wurde, an die Erben der rechtmäßigen Eigentümer, die zum größten Teil gestorben oder deportiert sind, zu bewerkstelligen.

S. sitzt eines Tages mir gegenüber an Arthurs Schreibtisch und läßt mich irgendwelche Papiere unterschreiben, die bei der sog. Reprivatisierung nötig sind.

„Wozu das jetzt noch alles, in letzter Minute?“ frage ich skeptisch.

S. erklärt mir umständlich und wichtig, daß die nationalierten Betriebe im Besitz der rechtmäßigen Besitzer sich befinden müssen, „wenn die Engländer kommen.“ Nur diejenigen Unternehmen, die sich in privatem Besitz befinden, würden von den Engländern respektiert werden, alles übrige würde dem Staat zufallen.

O heilige Einfalt! Was gibt es heutzutage noch für Sorgen!

Spätabends aber sprechen zwei höchst animierte und festlich gekleidete Damen bei uns vor — Frau Direktor P. und Fräulein K. Die Damen sind zu einem Kaffeebesuch in unserer Nachbarschaft gewesen, und die neunzehn-

jährige verheiratete Tochter der Frau Direktor kann nicht mehr nach Hause gehen — ein Baby ist unterweges! Arthur solle wieder einmal dem Klappernstorch behilflich sein. Seit Monaten schon sei unser Citroën über alle Berge, sagen wir den Damen, die große Augen machen. Sie scheinen aus einer anderen Welt zu kommen.

„Werden die Damen nicht auch selbst bald reisen?“ frage ich. „Jeden Tag ziehen Menschen fort, verschwinden bei und Nebel in Fischerbooten übers Meer, schiffen sich am hellen Tage im Hafen in den bereitliegenden deutschen Dampfern ein . . .“

„Bewahre!“ heißt es jedoch. „Es ist gar nichts zu befürchten! Alles ist in bester Ordnung. Englische Kriegsschiffe sind bei Oesel gesichtet worden; Rei aber ist aus Schweden nach Amerika geflogen und hat dem mächtigen Verbündeten im Westen unsere Inseln übergeben, die nun amerikanische Basen werden sollen.“

Da geht mir endlich ein Licht auf, und ich begreife, daß ich es wiederum mit Vertretern der „dritten Möglichkeit“ zu tun habe.

*
Unsere Stunde hat geschlagen . . . Morgen früh geht unsere Reise los. Dieser Gedanke macht mich sterben . . . Ich liege im Kabinett auf dem Divan. Es ist Arthurs 38. Geburtstag, und ich weine, wie ich noch nie im Leben geweint habe. Psysischer Schmerz durchbohrt mich; ich spüre es, wie meine Wurzeln aus dem heimatlichen Boden herausgerissen werden. Die Seele verblutet und es tut unsagbar weh . . .“

Am folgenden Morgen, es ist Freitag, der 15. September 1944, (habe ich überhaupt geschlafen in dieser Nacht?) bin ich gefaßt und eisig kalt und ruhig.

Wir trinken den Kaffee im Speisezimmer, ganz wie gewöhnlich. Mama erscheint; sie gibt mir ein hohes altmodisches Glas mit dickeingekochter Himbeer-Marmelade „auf den Weg“ und ein Päckchen mit alten Taschentüchern — „falls wir seekrank werden sollten . . .“

Schneller, nur schneller, denke ich, damit endlich alles hinter uns liegt . . .

Arthur hebt mich in das Fahrerhäuschen des Lastautos, das an der Hofpforte auf uns wartet.

Mein Selbstfahrer und unser Gepäck werden aufs Auto gehießt, und Arthur und die Jungen machen es sich da oben zwischen den Kisten und Koffern bequem. Mama, Schwiegerpapa und Johann stehen neben dem Auto, Liisi kommt heran gehumpelt . . . Ich muß allen die Hände drücken . . . Großpappi weint . . . Johann nickt mir noch zu, als sich das Auto bereits in Bewegung setzt. Werden wir uns je wiedersehen?

Ich sehe nicht mehr zurück. Schneller, nur schneller fort . . . In der Lindenstraße müssen wir Daisy mit ihrer fünfjährigen Vivi-Ann aufnehmen, die uns voller Ungeduld erwarten. Dann setzt sich das Lastauto wieder in Bewegung, und im letzten Augenblick sehe ich Mama mit eiligen Schritten daherkommen, um uns noch ein letztes Mal ein Lebewohl zuzuwinken . . .

Aus östlicher Richtung hört man in der Ferne Kanonen rollen. Die Front läuft bereits den Wirtsjärv entlang. Dort steht unser Selbstschutz im Feuer. Auch Vetter Karl ist dabei.

Am späten Nachmittag sind wir in Tallinn. Um 6 Uhr soll der Dampfer auslaufen; wir müssen wohl sofort in den Hafen eilen. Doch wir wollen uns noch zuvor im „Büro“ versichern, ob auch alles in Ordnung sei.

Arthur und Daisy betreten das Haus, in dem das „Büro“ haust. Sie sind lange verschwunden; verärgert und kopflos kommen sie schließlich wieder. Der SD mache Schwierigkeiten, hätten die Herren im Büro geklagt, und erst als Daisy ihnen unsere Ausreisegenehmigung unter die Nase gehalten, habe es geheißen, daß der Dampfer wohl abfahren werde, doch wann, das wisse niemand . . .

Niedergeschlagener Stimmung steuern wir nun in die Toompuiestee, wo Onkel Hans' Riesenwohnung liegt; die blonde Maimu läßt uns herein und

heißt uns alle willkommen, mit einer rührenden Selbstverständlichkeit und Schlichtheit. Knappe zwei Wochen sind vergangen, seit Onkel Hans aus diesen Räumen hinausgetragen worden ist. Alles hier erinnert noch an ihn, seine vielen Bücher, das Schlafzimmer mit den Ehebetten.

*

Der Samstag vergeht mit unzähligen Beratungen. Unser Verbindungsman Allik erscheint, und Arthur und Daisy gehen wieder ins „Büro“. Am Abend begeben wir uns in den Hafen, um den Dampfer zu besichtigen, der uns fortbringen soll. Die alten Festungstürme auf dem Domberg ragen in den blauen Herbsthimmel auf, die letzten Herbstblumen blühen in den Anlagen, es ist alles so schön und friedlich . . .

Unser Chauffeur, der uns beim Einschiffen helfen sollte, ist ungeduldig geworden und beschließt, den Heimweg anzutreten. Ich gebe ihm noch einen Brief mit, den er Mama abgeben soll. Sie soll erfahren, daß wir auf dem Trockenen sitzen und nicht wissen, was aus uns werden soll.

Am Sonntagmorgen gehen Arthur und Daisy auf den Domberg ins Generalkommissariat, um sich eine Ausfuhrgenehmigung für unsere „Wertsachen“ — Daisys Schmuck und unsere Rokokouhr — zu besorgen. Die Genehmigung erhalten wir zwar, doch werden auf dem Domberg bereits Papiere verbrannt. In allen Öfen soll es lichterloh brennen. Auch für das Generalkommissariat scheint die Stunde des Aufbruchs geschlagen zu haben.

Dann heißt es plötzlich, der kleine Dampfer sei von der deutschen Marine beschlagnahmt worden und werde gleich allen anderen verfügbaren Fahrzeugen der deutschen Divisionen in die Heimat schaffen.

Am Montag geht Daisy allein ins Büro. Sie ist todernst, als sie wieder zurückkehrt. Es gehen nur noch Motorboote nach Schweden. Daisy und Vivi-Ann würden mitgenommen werden, doch an mich und die Knaben sei garnicht zu denken.

Nun werde ich wohl mit einem der großen Dampfer, die mit Flüchtlingen beladen, täglich den Hafen von Tallinn verlassen, nach Deutschland fahren, und Daisy kommt mit mir. Sie wird dann von dort aus nach Schweden weiterfahren. Vielleicht ist es auch besser so, denke ich plötzlich, denn Arthur wird wohl auch bald mit den letzten deutschen Truppen eingeschifft werden.

Inzwischen jedoch hat die energische Daisy neben ihrem amtlichen Gängen ins Büro die Beziehungen zu ihrer Schwägerin, einer jungen Modistin aufgenommen, zu deren Kundinnen eine Freundin des Adjutanten des Generalkommissars zählt, und via diese mystische Frau O. erfährt Daisy, daß bald ein Segler nach Schweden fahren werde, der die letzten Estlandschweden mitnehmen.

Am Dienstagmorgen macht sich Daisy wieder auf den Weg ins Büro; sie fragt mich kurz, ob ich nach Schweden mitkommen wolle.

„Ja,“ sage ich zögernd, „doch falls es Schwierigkeiten für Sie bedeuten sollte . . .“

„Unsinn,“ unterbricht Daisy mich barsch, „wie wir bisher zusammen gehalten, so soll es auch weiter sein!“

Triumphierend kehrt sie zurück. Nun, endlich, sei es soweit, daß wir — Daisy und ich mit unseren Kindern und Allik mit seiner Frau — mitfahren dürfen. Keiner einzigen Menschenseele jedoch dürfen wir es verraten. Es wollen viel zu viele Menschen mit, doch der Segler ist nur klein, und viele werden zurückbleiben müssen . . .

Am späten Abend dieses schicksalhaften Tages — es ist Dienstag, der 19. September — müssen wir uns durch die finsternen Straßen Tallinns den Weg zur Schwedischen Kirche suchen, wo die Verschwörer sich versammeln und um Mitternacht die Namen der glücklichen Auserwählten, die gerettet werden sollen, vom Kirchenchor aus mitgeteilt werden.

Die ganze Nacht hindurch sitze ich in meinem Selbstfahrer auf der Straße vor dem Kirchentor und zittere am ganzen Leibe vor Kälte und Aufregung.

In kleinen Gruppen stehen dunkle Gestalten um mich her, flüstern miteinander. Ein alter Fuhrmann, den Arthur in den Straßen der Stadt angehalten und mit dem Versprechen, ihm ein Stück Leder als Belohnung zu geben, bewogen hat, unser Gepäck in den Hafen zu schaffen, steht geduldig mit seinem vollbeladenen Wagen neben uns.

Als dann die Kirche sich leert, Daisy mit den drei Kindern in einem bereits vollbepackten Omnibus aufgenommen wird, setzt sich eine traurige Karawane in Bewegung, einige wenige Vehikel, die meisten Menschen zu Fuß. . .

Es ist bereits hell, als wir den Hafen erreichen. Eine unübersehbare Menschenmenge ist dort versammelt. Es müssen Tausende sein! Das ganze Theater mit der Kirche und der Liste der Auserwählten ist umsonst gewesen. Ganz Tallinn scheint zu wissen, daß das letzte Schiff nach Schweden fährt!

Der Zugang zum Segler ist versperrt. Wir kommen nicht einmal in seine Nähe! Mensch an Mensch gedrängt steht die Menge vor uns. Eine kleine Frauengestalt mit einem schwarzen Spitzentuch um den Kopf drängt sich durch die Massen.

„Platz für die Akten des Büros!“ fordert sie energisch, und große schwere Kisten werden hinter ihr her durch die auseinander weichende Menschenmenge getragen.

Irgendwo ganz vorn hört man Namen aufrufen, doch es scheint nur langsam zu gehen, die Menge nicht kleiner zu werden, sondern eher noch anzuwachsen. Wir stehen bereits seit Stunden. Schließlich gelingt es Arthur, der die Geduld verliert, sich durch die Menge zu drängen; er will sich nach dem Stand der Dinge da vorn umsehen. Er hat seine SS-Mütze auf dem Kopf, einen zivilen Regenmantel an, und hohe Militäristiefel. Plötzlich kommt er, von einem blaugekleideten Matrosen der deutschen Kriegsmarine begleitet, wieder.

„Wir müssen uns durchdrängen,“ sagt Arthur, „sonst kommen wir überhaupt nicht mit. Da vorn herrscht völlige Unordnung. . . Wer sich durchdrängt, kommt mit!“

Der junge Matrose und Arthur greifen jeder eines der Räder meines Selbstfahrers, und von Daisy und den drei Kindern gefolgt, geht es dann wie in einem Panzer durch die auseinanderweichende und uns schweigend betrachtende Menge hindurch; nur ein Knabe mit einer bunten Schülermütze auf dem Kopf sagt laut und herausfordernd: „Ich würde sogar über Tote gehen, wenn ich nur mitkäme.“

Endlich haben wir die Sperre passiert; ein schmaler Kai liegt vor uns, und ein kleiner Segler, winzig klein, alt und grau, ein richtiges Spielzeug. Auf der anderen Seite liegen deutsche Kriegsschiffe.

Blaugekleidete Matrosen von den Kriegsschiffen heben mich mit meinem Selbstfahrer aufs Deck des kleinen Seglers hinunter, und Daisy teilt ihnen zum Dank dafür ihre letzten Zigaretten aus. Unsere beiden Koffer mit den notwendigsten Kleidern haben wir mitschleppen können. Eine Handtasche, in die unsere silbernen Löffel hineingestopft worden sind, habe ich bei mir auf den Selbstfahrer liegen; die beiden Holzkisten mit der Rokokouhr und dem Teppich werden wohl ebenso wie Daisys Kiste in Tallinn zurückbleiben müssen.

Der alte Fuhrmann ist ungeduldig geworden, und Arthur muß rasch das versprochene Stück Leder aus einem der Koffer hervorholen und ihn abfertigen. Allik aber kapriziert sich und will seine kostbare Bücherkiste nicht im Stich lassen; er steht irgendwo in der Menschenmenge und bleibt schließlich auch im Hafen von Tallinn zurück.

Die deutschen Matrosen betrachten neugierig den Segler mit seinen Passagieren, dienstbeflissen reichen sie verschiedene auf dem Kai liegende Gepäckstücke herüber, die man beim Besteigen des Seglers hat liegen lassen müssen, da es nur gestattet war, zwei Koffer je Person mitzunehmen. Plötzlich fällt mir die kleine Holzkiste ein, in der meine silberne Kaffeekanne verstaut worden war. Ich habe sie noch eben auf dem Kai liegen gesehen, und ich bitte einen der Matrosen — er ist lang und hager, und sein häßliches, gelbes Gesicht sticht

von den übrigen hübschen Knabengesichtern ab — mir eine kleine Holzkiste, die dort irgendwo liegen müsse, herüberzureichen. Aufmerksam hört er mir zu. Dann geht er, und Arthur sieht ihn die Kiste ergreifen, die mit „Estnische Butter“ gekennzeichnet war, und davoneilen, doch nicht dem Segler zu, sondern einem der gegenüberliegenden Kriegsschiffe . . .

Arthur läuft ihm nach, doch der Matrose ist bereits verschwunden . . .

Immer neue Menschen besteigen den Segler, der bereits vollbeladen aussieht. Der wichtige Mann, der in seiner SS-Uniform den Regisseur spielt, stellt sich auf Deck des Seglers in Positur. Mit seinem Revolver herumfuchtelnd teilt er uns mit lauter Stimme mit, der Kapitän weigere sich, aufs Meer hinauszufahren, der kleine, alte Segler sei überlastet, ein Teil der Menschen müsse zurückbleiben . . . Nun bricht erst recht eine Panik aus! Menschen stürzen sich direkt vom Kai aus auf das Schifflein herab. Wie eine Lawine stürmt es über uns her . . . Ich muß an die Chodynkkatastrophe während der Krönungsfeierlichkeiten des letzten Zaren denken . . . Ein kleiner, alter Mann liegt auf meinem Schoß, wie ein Baby zappelnd. Er ist vom Kai herabgesprungen, direkt auf meinen Selbstfahrer, und in der dichten Menschenmenge um uns herum kann er sich nicht mehr rühren.

„Stehen Sie auf! Stehen Sie auf!“ rufe ich entsetzt. Der Selbstfahrer knackt bereits bedenklich unter seiner doppelten Belastung. Der alte Mann aber jammert und ist dem Weinen nahe . . .

Plötzlich fängt jemand mit lauter Stimme zu reden an. Eine wohlbekannte schlanke Gestalt taucht über den Köpfen der Menschen auf. Diese Stimme müssen alle kennen! Unzählige Mal hat sie von den Theaterbühnen herab alle Welt mit Heiterkeit und guter Laune beschenkt: Agathon Lüdig ist es, der die Männer auffordert, das Schiff zu verlassen, damit wenigstens die Frauen und Kinder gerettet werden könnten. Als erster und Einziger verläßt er dann mit hastigen Schritten das Schiff, und man hat an diesem an Furcht, Haß und Verrat so reichen Tage doch wenigstens einen echten Ritter schauen dürfen . . .

Dann wieder tritt der SS-Mann in Aktion. Mit bitterbösem Gesicht stellt er sich auf, seine Hand spielt mit dem Revolver . . . Er teilt uns mit, daß unser Segler von der deutschen Wehrmacht beschlagnahmt worden sei und nicht mehr nach Schweden, sondern nach Hamburg fahren würde. Seine Worte haben Erfolg. Eine Flucht in entgegengesetzter Richtung setzt ein. Menschen verlassen eiligst das Schiff, um nicht in das zerstörte, bombenübersäte Hamburg zu fahren. Ich aber habe nichts gegen Hamburg. Nur nicht Gotenhafen oder Danzig, wo man den Russen in die Hände fallen könnte. Doch eigentlich traue ich dem großtuerischen Revolvermann nicht so recht . . .

Flugzeuge tauchen über unseren Köpfen auf; von der Flak begrüßt, vermehren sie noch die Panikstimmung . . . Doch dann, in einem Augenblick, da ein Teil der verängstigten Passagiere sich verlaufen hat, stößt der Segler vom Kai ab und gleitet frei auf den graugrünen Wellen des Hafens dahin. Tallinn mit seinen altbekannten Festungs- und Kirchtürmen ist bald nur noch eine Silhouette am Horizont, die immer weiter entschwindet.

Eine kurze Landung in Kopli, und ich sehe über die Köpfe der Menschen hinweg Arthur auftauchen. Er ist uns nachgeeilt, er winkt uns zu, aber sprechen können wir uns nicht mehr . . .

Es ist bereits dunkel, als wir auf offener See dem Westen zustreben. Deutsche Kriegsschiffe begegnen uns, die bunte Flagge der Kriegsmarine flattert im Winde; man kann sie für eine englische halten, und die Wunschträume von der bei Oesel gesichteten fremden Flotte erklären.

Ich sitze in meinem Selbstfahrer, habe meinen Wintermantel an; auch Jaak und Jaan sind in ihre dicken Mäntel eingepackt. Sie sind beide sehr müde und schlafen auf meinem Schoß hockend ein; wie Blei liegen sie bald auf meinen Beinen. Ich kann mich nicht mehr rühren.

Daisy und Vivi-Ann liegen irgendwo unten in einem Schlafraum. Wildfremde Menschen sitzen um mich her. Keiner kümmert sich um mich.

Ich bin allein mit meinen Gedanken. Es ist Nacht . . .

Die Feuer der Leuchttürme blinken von der heimathlichen Küste herüber, die sich immer mehr und mehr entfernt. Werde ich sie je wieder betreten? Die Lieben, die daheimgeblieben sind, stehen mir vor Augen. An die Gräber denke ich, die zurückbleiben. Vor mir aber liegt ein unbekanntes Land, aus dem einst mein Großvater übers Meer gekommen ist. Wie wird es mich und meine Kinder empfangen . . . ?

Der nächtliche Himmel über uns weitet sich. Immer mehr Sterne tauchen auf, bis der ganze Himmel wie von weißlichem Licht übergossen ist . . .

Estnisch-deutsches Ortsnamenverzeichnis

- Audru — Audern
- Haapsalu — Hapsal
- Kilingi-Nömmme — Kurkund
- Kolovere — Schloß Lohde
- Kopli — Ziegelskoppel b. Reval
- Lihula — Leal
- Märjamaa — Merjama
- Möisaküla — Moiseküll
- Nömmme — Nömmme b. Reval
- Papiniidu — Waldhof
- Pati — Pattenhof
- Pärnu — Pernau
- Sindi — Zintenhof
- Suure Jaani — Groß St. Johannis
- Tahkuranna — Tackerort
- Tallinn — Reval
- Tartu — Dorpat
- Tori — Torgel
- Türi — Turgel
- Viljandi — Fellin
- Voldi — Tabbifer
- Voltveti — Quellenstein
- Vormsi — Insel Worms
- Vändra — Fennern
- Vöru — Werro